



MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Theorien in der Kommunikationsgeschichte und die Grenzen
ihrer Systematisierung: Eine wissenschaftstheoretische Analyse
aus der Perspektive Paul Feyerabends

verfasst von | submitted by
Ruth Stinner BA

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2025

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 841

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Publizistik- und
Kommunikationswissenschaft

Betreut von | Supervisor:

Mag. Dr. Christian Steininger Privatdoz.

Abstract

In der vorliegenden Masterarbeit wird die kommunikationswissenschaftliche Teildisziplin Kommunikationsgeschichte und ihr Theorieverständnis in historischer Perspektive unter der Zuhilfenahme Feyerabends wissenschaftstheoretischer Position betrachtet. Dabei werden die für die Kommunikationsgeschichte prägenden geschichtsphilosophischen Positionen wissenschaftstheoretisch auf Basis ihrer historischen Entwicklung analysiert und ihre Kontaktpunkte zur Kommunikationsgeschichte erörtert. Aus der historischen Analyse heraus werden Erklärungsansätze für den aktuellen Zustand der Theorienutzung und -neubildung in der Kommunikationsgeschichte gefunden. Dabei werden Kernprobleme der Teildisziplin erörtert, die die Kommunikationswissenschaft im Ganzen ebenso betreffen. Die Analyse zeigt eine Entwicklung der theoretischen Pluralisierung der Teildisziplin, die sich auch in der Kommunikationswissenschaft und der Geschichtswissenschaft andeutet. Diese Vielfalt hat Parallelen zu Feyerabends Idealvorstellung „Anything goes“, führt aber auch zu Unklarheiten im Fach- und Theorieverständnis der Teildisziplin.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	1
2. Theoretische Grundlagen.....	5
2.1 Kommunikationsgeschichte als Teildisziplin der Kommunikationswissenschaft	5
2.1.1 Geschichte der Teildisziplin Kommunikationsgeschichte	9
2.1.2 Theorien der Kommunikationsgeschichte.....	11
2.2 Fach- und Theorieverständnis der „Mutterdisziplinen“	14
2.3 Wissenschaftstheoretische Fundierung	17
3. Geschichtsphilosophien, Metatheorien und Schulen.....	23
3.1 Historismus.....	25
3.1.1 Historischer Überblick.....	25
3.1.2 Merkmale	32
3.1.3 Bezug zur Kommunikationsgeschichte	34
3.2 Sozialgeschichte	37
3.2.1 Historischer Überblick.....	37
3.2.2 Merkmale	45
3.2.3 Bezug zur Kommunikationsgeschichte	48
3.3 Kulturgeschichte und Postmoderne	51
3.3.1 Historischer Überblick.....	51
3.3.2 Merkmale	55
3.3.3 Bezug zur Kommunikationsgeschichte	57
4. Wissenschaftstheoretische Analyse mit Feyerabend.....	63
5. Zur Lage der Kommunikationsgeschichte: Theorien in der kommunikationsgeschichtlichen Teildisziplin.....	71
6. Conclusio und Ausblick	81
Literaturverzeichnis	87
Internetquellen	98

1. Einleitung

Die kommunikationswissenschaftliche Teildisziplin der Kommunikationsgeschichte pflegt ein komplexes Verhältnis zur Theorie. In der Geschichtswissenschaft an sich stehen vielmehr Geschichtsphilosophien und perspektivische Forschungstraditionen im Mittelpunkt, als spezifische Theorien, Ansätze und Modelle (Jordan, 2021, S. 25; Schmolke, 2015, S. 234). Zudem ist die Kommunikationsgeschichte als Forschungsfeld stark von Interdisziplinarität geprägt, wodurch eine Vielfalt verschiedener theoretischer Ansätze und Niveaus entsteht. Diese Vielfalt führt jedoch nicht zwingend zu einem fruchtbaren Boden für die historische Kommunikationsforschung. So schreiben etwa Koenen und Kutsch (2004, S. 258): „Trotz vielerlei Bereitschaft zu einer Zusammenarbeit über Disziplingrenzen hinaus, wird in der Kommunikations- und Mediengeschichte viel aneinander vorbeigedacht und geschrieben.“

Im Rahmen meiner Seminararbeit für das Forschungsseminar A bei Dr. Christian Steininger habe ich mich bereits mit der historischen Entwicklung der Theorien, Ansätze und Schulen in der historischen Kommunikationsforschung beschäftigt und diese aus der wissenschaftsdynamischen Sichtweise Paul Feyerabends analysiert. Der Überblick, den ich in der Seminararbeit über die Theorien geben konnte, war jedoch aufgrund äußerer Umstände auf einen oberflächlichen Blick beschränkt. Dieser Blick soll für diese Masterarbeit erweitert werden und tiefer in das Theorieverständnis der Teildisziplin und ihr Verhältnis zur Kommunikationswissenschaft eingetaucht werden. Zwar gibt es in der Fachliteratur schon Versuche, sich einen Überblick über die Theorien der Kommunikationsgeschichte zu verschaffen, eine systematische Herangehensweise und eine wissenschaftstheoretische Reflexion fehlt den Beiträgen jedoch bisher (beispielsweise: Lerg, 1992; Schmolke, 2015).

Das ursprüngliche Ziel dieser Masterarbeit war es, eine umfassende Systematisierung der Theorien in der Kommunikationsgeschichte vorzunehmen. Im Rahmen der vorgenommenen wissenschaftstheoretischen Analyse haben sich jedoch Kernprobleme herauskristallisiert, die die Kommunikationsgeschichte mit der Kommunikationswissenschaft teilt, welche eine Systematisierung deutlich erschweren bzw. nicht sinnvoll machen, weshalb dieses Ziel angepasst werden musste.

Folgend soll der Aufbau der vorliegenden Masterarbeit umrissen werden:

Im folgenden Kapitel wird zuerst der theoretische Rahmen der Analyse abgesteckt, indem ein Überblick über die Teildisziplin Kommunikationsgeschichte und ihre beiden „Mutterdisziplinen“, der Kommunikationswissenschaft und der Geschichtswissenschaft, gegeben wird. Dazu wird auf das Fach- und Theorieverständnis der Disziplinen eingegangen. Im Anschluss wird die wissenschaftsdynamische Perspektive Paul Feyerabends vorgestellt, die für diese Arbeit als forschungsleitend gelten soll. Im dritten Kapitel werden die für die Kommunikationsgeschichte prägenden geschichtsphilosophischen Positionen wissenschaftstheoretisch auf Basis ihrer historischen Entwicklung analysiert und ihre Kontaktpunkte zur Kommunikationsgeschichte erörtert. Im Zuge dessen wird auch die Fachgeschichte der Teildisziplin betrachtet. Aus der historischen Analyse heraus sollen im vierten Kapitel Erklärungsansätze für den aktuellen Zustand der Theorienutzung und -neubildung in der Kommunikationsgeschichte unter Einbeziehung Feyerabends gefunden werden. Im fünften Kapitel werden (wissenschaftstheoretische) Kernprobleme der Teildisziplin erörtert, die die Kommunikationswissenschaft im Ganzen ebenso betreffen, in der Kommunikationsgeschichte aber durch inner- und außerfachliche Faktoren extrapoliert werden.

Auf dieser Basis soll argumentiert werden, wieso eine Systematisierung derzeit nicht auf eine Art und Weise umzusetzen ist, die weder willkürlich ist, große Lücken aufweist und/oder anderweitig wenig wissenschaftlichen Mehrwert bieten kann. Im letzten Schritt werden die Erkenntnisse der Arbeit zusammengefasst und in Bezug zur Kommunikationswissenschaft diskutiert, dabei wird auf die Chancen und Risiken für die Teildisziplin eingegangen, die sich aus der Analyse ergeben. Auf Basis davon können mögliche Zukunftsperspektiven für die Kommunikationsgeschichte abgewogen werden.

Aufgrund des spezifischen interdisziplinären Charakters der kommunikationswissenschaftlichen Teildisziplin ‚Kommunikationsgeschichte‘ kommt es gleich zu mehreren Problemstellungen in Bezug auf die Entwicklung und Nutzung von Theorien. Zum einen geschieht dies aufgrund der Abneigung theoretischen Denkens in der Geschichtswissenschaft, die ihr öfters diagnostiziert wird (Schmolke, 2015, S. 234). Zum anderen gibt es Mängel an der interdisziplinären Zusammenarbeit. Koenen und Kutsch (2004, S. 258) konstatieren „eine immer höhere Varianz an Ansätzen mit ganz unterschiedlichen theoretischen Niveaus“. Eine umfassende Ordnung der Theorien und Ansätze im Fach könnte einen Überblick liefern, der einen Orientierungsrahmen bietet, um zukünftige

kommunikationsgeschichtliche Forschung, insbesondere interdisziplinäre Zusammenarbeit, zu unterstützen und eine fruchtbare Theorieentwicklung in der Teildisziplin voranzutreiben. Lerg (1992) und Schmolke (2015) haben beide den Versuch unternommen, einen Überblick über die Theorien der Kommunikationsgeschichte zu geben, jedoch muss festgestellt werden, dass diese Überblicksdarstellungen keine ausführliche und in die Tiefe gehende Systematisierung darstellen. Hier möchte diese Masterarbeit ansetzen.

Aus dieser Forschungslücke heraus wurde eine leitende Forschungsfrage für diese Masterarbeit entwickelt: *Wie lassen sich kommunikationsgeschichtliche Theorien und Ansätze systematisieren?* Während dem Arbeitsprozess stellte sich diese Frage jedoch als nicht (zufriedenstellend) bearbeitbar heraus, wie in Kapitel 5 argumentiert wird. Von dieser Feststellung ausgehend wurde stattdessen forschungsleitend verfolgt, welche Gründe einer Systematisierung im Weg stehen und inwiefern Feyerabends wissenschaftstheoretische Position als Ansatz zur Herleitung dieser Gründe genutzt werden kann.

Im Rahmen der Analyse soll dafür auch das Verhältnis von (Kommunikations-) Geschichte und Theorie reflektiert werden, indem die epistemologische Basis der leitenden geschichtsphilosophischen Konzepte in der Kommunikationsgeschichte historisch begründet diskutiert wird. Die fundierte Selbstreflexion einer wissenschaftlichen Disziplin kann nur unter der Einbeziehung der Betrachtung der eigenen Fach- und Theoriegeschichte vollzogen werden. Dies ist insbesondere relevant für heterogene Disziplinen wie die Kommunikationswissenschaft. In einem so vielfältigen wissenschaftlichen Raum ist es zudem essentiell, diese Selbstreflexion wissenschaftstheoretisch zu fundieren (Steininger & Hummel, 2015, S. 1-2). Die Auswahl an wissenschaftstheoretischen Perspektiven ist groß, für diese Masterarbeit wurde eine wissenschaftsdynamische Sichtweise gewählt. Wissenschaftsdynamische Wissenschaftstheorie hilft den Prozess der Wissenschaftsentwicklung deskriptiv zu rahmen. Paul Feyerabends Perspektive wurde gewählt, da sich bereits in der Bearbeitung der vorangegangenen Seminararbeit gezeigt hatte, dass damit ein ordentliches Interpretationswerkzeug für alle Aspekte der kommunikationsgeschichtlichen Wissenschaftsentwicklung gegeben ist, die sich nicht durch rein rationale innerfachliche Entwicklungen erklären lassen.

Um ein möglichst umfassendes Verständnis der Kommunikationsgeschichte als Teildisziplin und ihren Theorien zu erlangen, ist es wichtig, die Teildisziplin im größeren Kontext sozial- und geisteswissenschaftlicher Wissenschaftsentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert zu betrachten. Dabei spielen auch außerfachliche bzw. außerwissenschaftliche Faktoren eine Rolle. Historische Entwicklungen und Ereignisse können wertvollen Kontext für die Interpretation der Wissenschaftsentwicklung hinzufügen, wobei Wissenschaftler:innen nicht als rein rational agierende „Wissenschaftsmaschinen“ begriffen werden sollen, sondern als menschliche, und damit fehlbare, Wesen.

2. Theoretische Grundlagen

2.1 Kommunikationsgeschichte als Teildisziplin der Kommunikationswissenschaft

Die Kommunikationsgeschichte als Forschungsfeld ist kein klar definierter Bereich. Sie hat zwar eine disziplinäre Verortung in der Kommunikationswissenschaft, ist aber interdisziplinär geprägt (Schmolke, 2015, S. 239). Das Interesse von Vertreter:innen anderer Disziplinen, wie etwa der Geschichtswissenschaft oder der Kulturwissenschaften, an der Kommunikationsgeschichte, führt dabei sowohl zu positiven als auch negativen Entwicklungen (Kutsch & Koenen, 2004, S. 247). So kommt es einerseits zu einem interdisziplinären Austausch im Forschungsfeld, andererseits kommt es mangels gemeinsamer Definitionen und Systematisierungen zu unterschiedlichen Theorie- und Begriffsverständnissen (Kutsch & Koenen, 2004, S. 258). Damit läuft der wissenschaftliche Diskurs Gefahr, unscharf zu werden. Hinzu kommen mittlerweile „Territorialstreitigkeiten“ mit der Geschichtswissenschaft. Das historische Interesse an Medien und Kommunikation ist in der Disziplin gestiegen, allerdings ohne die kommunikationswissenschaftliche Perspektive dabei groß zu berücksichtigen (Wilke, 2020, S. 18).

Die Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) hat heute rund 150 Mitglieder und sieht ihre Aufgabe in der „Erforschung medial vermittelter öffentlicher Kommunikation in historischer Perspektive“. (DGPuK, 2025) Von Vertreter:innen der Kommunikationsgeschichte (Birkner, 2025, S. 140; Schmolke, 2015, S. 239) wird betont, dass die Kommunikationsgeschichte das gesamte Spektrum kommunikationswissenschaftlicher Interessensgebiete abdeckt. So gehe die „Kommunikationsgeschichte über die reine Mediengeschichte als Abfolge von immer neuen Medieninnovationen hinaus“. (Birkner, 2025, S. 140) Altmeyen et al. ordnen die Kommunikationsgeschichte in ihrer Fachsystematisierung auf empirischer Grundlage als einen von 23 genannten Forschungsbereichen ein. Historische Theorien stellen ein eigenes Theoriefeld in ihrer Auflistung dar (Altmeyen et al., 2013, S. 61-62). In einer Mitglieder-Befragung der DGPuK von Altmeyen et al. gaben 25 von 188 Befragten an, zwischen 2005 und 2009 Projekte im Forschungsbereich Kommunikations- und Mediengeschichte umgesetzt zu haben (2011, S. 382). 24 Mitglieder gaben an, historische Theorien genutzt zu haben und 29 Mitglieder wendeten historische Methoden an (Altmeyen et al., 2011, S. 385-387). Kommunikationshistorisch Forschende sehen sich seit der Dominanz empirisch-

sozialwissenschaftlicher Forschung in der Kommunikationswissenschaft in ein Randgebiet abgedrängt (Stöber, 2014, S. 41-42).

Dem kommunikationsgeschichtlichen Forschungsinteresse sind insofern Grenzen gesetzt, dass es üblich nur bis zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt zurück Sinn macht, kommunikationshistorisch zu forschen: die Erfindung des Buchdrucks in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Öffentliche bzw. semi-öffentliche Kommunikation existierte auch schon vor Gutenbergs Druckverfahren, für frühere Geschichte fehlt jedoch oft die nötige Expertise, die stattdessen in den Disziplinen der Alten Geschichte und der Archäologie zu finden ist (Stöber, 2014, S. 48).

In der heutigen kommunikationsgeschichtlichen Forschung werden sowohl geisteswissenschaftlich-hermeneutische Methoden sowie qualitative und quantitative Methoden eingesetzt. Als relevant zu nennen wären hier die Quellenrecherche und die Quellenkritik als geschichtswissenschaftliche Methoden, aber auch die qualitative und quantitative Inhaltsanalyse, Oral-History-Interviews mit Zeitzeug:innen und die Diskursanalyse. Das Forschungsinteresse bestimmt die methodischen Möglichkeiten, auch Triangulation ist von Vorteil (Stöber, 2016, S. 304).

Das kommunikationsgeschichtliche Theorieverständnis zu behandeln ist durchaus herausfordernd, da die Kommunikationswissenschaft und die Geschichtswissenschaft auf unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Grundlagen ruhen. Als empirische Sozialwissenschaft sucht die Kommunikationswissenschaft nach Gesetzmäßigkeiten, die Geschichtswissenschaft betont hingegen bis heute stark die Individualität der historischen Situation (Stöber, 2014, S.41).

So kommt es, dass es zwei verschiedene Theorieperspektiven in der kommunikationsgeschichtlichen Forschung gibt.

Aus geschichtswissenschaftlichen Perspektive stehen Theorien weniger im Vordergrund. Forschungsprägend scheinen hier vielmehr geschichtsphilosophische Positionen zu sein. Sie können auch als Perspektive oder Blickwinkel auf die Geschichte bzw. die historische Forschung betrachtet werden. Für die Kommunikationsgeschichte spielten hier der Historismus sowie die Sozial- und Strukturgeschichte und die Kulturgeschichte eine relevante Rolle (Jordan, 2021, S. 25; Schmolke, 2015, S. 244). Auf die geschichtswissenschaftlichen Schulen soll zu einem späteren Zeitpunkt näher eingegangen werden.

Aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive werden kommunikationswissenschaftliche bzw. sozialwissenschaftliche Theorien auf historische Kontexte projiziert. Dies sorgt einerseits für Interpretationsmöglichkeiten und mögliche Vergleiche zu nicht-historischer kommunikationswissenschaftlicher Forschung, hat aber auch zu einer ausgedehnten Fachdebatte geführt. Die Fachdebatte lässt sich in zwei Hauptlager unterteilen: ein kommunikationswissenschaftliches und ein sozialhistorisches, wie Schmolke beschreibt. Das kommunikationswissenschaftliche Lager, vertreten durch Winfried Lerg, Ulrich Saxer und Franz Dröge, konzentrierte sich auf das Verhältnis von Kommunikationsgeschichte und Theorie. Lerg befürwortete eine theoriegeleitete kommunikationshistorische Forschung, Dröge bestand auf die Kommunikationsgeschichte als notwendige Grundlage für die Theorieentwicklung der Kommunikationswissenschaft, während Saxer die Kommunikationsgeschichte als Komplementärperspektive zur empirisch-sozialwissenschaftlichen Kommunikationsforschung verstand (Schmolke, 1997, S. 24). Das sozialhistorische Lager, repräsentiert durch Kurt Koszyk und Bodo Rollka, argumentierte anders. Koszyk betonte, sozialhistorische Methoden würden den theoretischen Anforderungen der Kommunikationswissenschaft genügen und Rollka fokussierte auf die interdisziplinäre sozialhistorische Arbeitsweise und vergleichende Methoden (Schmolke, 1997, S. 25). Auch nach Löblich und Venema (2018, S. 25) ist die kommunikationsgeschichtliche Forschung nicht theorieelos.

Durch die schrittweise Erweiterung des Horizonts kommunikationsgeschichtlicher Fragestellungen, finden sich in der Literatur gängig drei verschiedene Begriffe, die mehr oder weniger synonym verwendet werden. Stöber hat versucht diese drei Begriffe zu fassen:

- die *Kommunikationsgeschichte*, wobei hierbei zwischen einem engeren und einem weiteren Sinn unterschieden wird. Im engeren Sinne meint Kommunikationsgeschichte einen spezifischen Fokus auf der Kommunikation als soziale Handlung. Im weiteren Sinne meint sie jedoch eine Oberkategorie, die die alle drei Facetten unter sich vereint (Stöber, 2014, S. 43).
- die *Mediengeschichte*, mit der Stöber einen Betrachtungsfokus auf die Materialität der Kommunikation meint. Darunter würde die Betrachtung von Einzelmedien fallen, sowie das Verständnis von Medien als sozialen Institutionen. Somit fallen sowohl soziale als auch technische Aspekte der Medien darunter (Stöber, 2014, S. 44).

- die *Geschichte der öffentlichen Kommunikation*, welche nur einen bestimmten Teilbereich der Kommunikationsgeschichte meinen kann. Dabei steht die Öffentlichkeit als sozialem Raum im Mittelpunkt (Stöber, 2014, S. 45).

Stöber äußert seine Präferenz für die Kommunikationsgeschichte im weiteren Sinne als Oberkategorie, die sämtliche kommunikationshistorische Betrachtung miteinschließen kann. Welcher Begriff aber sinnvoll verwendet wird, entscheidet das Forschungsinteresse. Für die Mediengeschichte wäre hierbei noch anzumerken, dass der Medienbegriff sehr unterschiedlich ausgelegt werden kann, beispielsweise als soziale Institution oder als technisches Mittel (Stöber, 2014, S. 45). Für die Kommunikationsgeschichte, insofern sie als Teil der Kommunikationswissenschaft verstanden wird, macht ein zu breit definierter Medienbegriff aber nur wenig Sinn:

„Ein breiter Medienbegriff, der Denkmäler und Tageszeitungen auf eine Stufe stellt, ignoriert das Wissen um Medienwirkungen und die Logiken von Massenmedien und Journalismus zu unterschiedlichen Zeiten. Er ebnet somit wichtige Unterschiede ein.“ (Löblich und Venema, 2018, S. 23)

Geht man nach Michael Schmolke, dann sollte die Kommunikationsgeschichte nicht als Themenfeld begriffen werden, sondern als Perspektive und damit nicht als reine Ansammlung singulärer „Mediengeschichten“. Sie sei ein interdisziplinäres Feld, das dennoch in der Kommunikationswissenschaft verankert ist (Schmolke, 2015, S. 239). Für die vorliegende Arbeit soll der Begriff „Kommunikationsgeschichte“ in einem weiten Sinn einer Oberkategorie genutzt werden, sozusagen als Container-Begriff.

2.1.1 Geschichte der Teildisziplin Kommunikationsgeschichte

Kommunikationsgeschichtliche Fragestellungen und Arbeitsweisen waren historisch betrachtet von Beginn an Teil der Kommunikationswissenschaft. Mit dem Aufkommen der Massenkommunikation nach der Industriellen Revolution in der Mitte des 19. Jahrhunderts und dem damit verbundenen Boom im Anzeigenwesen, rückte das Medium der Zeit, die Zeitung, in den Fokus nationalökonomischer und historischer Forschungsinteressen. Auch die frühe Soziologie und die Rechtswissenschaften widmeten sich der Presse (Pürer, 2014, S. 34-35; Wilke, 2016, S. 82-85). 1916 kam es zum ersten Schritt der Institutionalisierung durch die Gründung des Instituts für Zeitungskunde in Leipzig durch den Nationalökonom und Historiker Karl Bücher. Die Forschung und Lehre war lange Zeit historisch geprägt (Pürer, 2014, S. 36; Wilke, 2016, S. 83). Die kommunikationsgeschichtliche Forschung war von der historischen Schule der Zeit geprägt, dem Historismus. So lag der Fokus wissenschaftlicher Forschungsinteressen auf publizistischen Personen bzw. Institutionen und einzelnen Mediengeschichten (Wilke, 1990, S. 65).

Gleichzeitig kam im frühen 20. Jahrhundert eine Frage auf, die bis heute relevant für die kommunikationsgeschichtliche Forschung ist: der Zusammenhang zwischen kommunikativem und gesellschaftlichem Wandel. Wolfgang Riepl suchte etwa schon 1913 nach möglichen Gesetzmäßigkeiten in der Verdrängung und Etablierung von alten und neuen Kommunikationswegen (Langenbacher, 1985, S. 17; Pürer, 2014, S. 35).

Bis in die 1930er Jahre kam es zu weiteren Schritten der Institutionalisierung des Faches, nun als Zeitungswissenschaft bekannt. Die Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland führte für das Fach zu weitreichenden Veränderungen. Die zeitungswissenschaftlichen Institute wurden in das nationalsozialistische System der Propaganda eingebunden (Wilke, 2016, S. 78). Pürer (2014, S. 40) weist darauf hin, dass die Beschäftigung mit historischen Fragestellungen für Zeitungswissenschaftler:innen dieser Zeit eine Möglichkeit war, weder offensichtlich in die Opposition zu gehen und damit Karriere und Leben zu gefährden noch sich an der direkten Unterstützung des Regimes durch die eigene (Forschungs-)Arbeit zu beteiligen. Zudem flüchteten viele Wissenschaftler:innen – insbesondere jene, die sich mit sozialwissenschaftlichen Perspektiven beschäftigten, Oppositionelle und Jüd:innen – ins (oftmals US-amerikanische) Ausland (Averbeck, 2001, S. 5-9).

Mit dem Ende des zweiten Weltkriegs und dem damit verbundenen Fall des nationalsozialistischen Regimes setzten komplexe politische, gesellschaftliche und technische

Veränderungen ein, die erhebliche Auswirkungen auf die Entwicklung der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft hatten.

Wissenschaftler:innen, die vor den Nationalsozialisten geflohen waren und sich im Exil weiter ihrer Forschung gewidmet hatten, kehrten teilweise wieder zurück in ihre Heimat und brachten neue, empirisch-sozialwissenschaftliche Perspektiven ins Fach (Averbeck, 2001, S. 15; Pürer, 2014, S. 42). Unterstützt durch einen Generationenwechsel an einigen deutschen Instituten kam es zur so genannten empirisch-sozialwissenschaftlichen Wende in der Kommunikationswissenschaft und historische Perspektiven rückten schrittweise in den Hintergrund (Löblich & Venema, 2018, S. 22; Pürer, 2014, S. 44-45).

Von der Kommunikationsgeschichte im heutigen Verständnis als Teildisziplin der Kommunikationswissenschaft kann man, auf Österreich bezogen, seit den 1970er Jahren sprechen (Schmolke, 2015, S. 240). In den letzten fünfzig Jahren gab es für die Teildisziplin sowohl Fortschritte als auch Rückschläge.

Neue theoretische bzw. perspektivische Einflüsse und methodische Herangehensweisen diversifizierten die Forschung, beispielsweise seien hier die Perspektive der Struktur- und Sozialgeschichte und die Methode der Oral History genannt (Jordan, 2021, S. 162; Schmolke, 2015, S. 244). Es wurden Fachzeitschriften gegründet, Jahrbücher herausgegeben und Fachkonferenzen organisiert (Koenen & Kutsch, 2004; Schmolke, 2015, S. 241-242). Jedoch nahm das Interesse der Forschenden und Studierenden immer weiter ab. Es gab einen beobachtbaren Rückgang des Anteils kommunikationsgeschichtlicher Artikel in Fachzeitschriften und kommunikationsgeschichtlicher Abschlussarbeiten von Studierenden (Donsbach et al., 2005, S. 57; Schweiger et al., 2009, S. 541). Nach Koenen und Kutsch führten Etatkürzungen, Wettbewerbsdruck und die Wende 1989/1990 in Deutschland dazu, dass es bald wieder zu einem Verlust von Fachzeitschriften kam (2004, S. 252).

Wilke bestätigt diese Entwicklung noch 2020 und sieht die Berufsfixierung im Fach dafür verantwortlich. Der Einfluss der Praxis in Studium und Lehre hätte den Fokus auf wirtschaftlich verwertbarere Themen gelegt, als es das Feld der Kommunikationsgeschichte ist (Wilke, 2020, S. 15-18).

Auf wissenschaftstheoretischer bzw. geschichtsphilosophischer Ebene entwickelte sich die Teildisziplin ebenfalls. Im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert dominierte der Historismus historische Fragestellungen. In diesem Geist wurde noch bis weit über die Mitte des 20. Jahrhunderts kommunikationsgeschichtlich geforscht. Wilke nennt biographische und

institutionengeschichtliche Forschungsthemen als Merkmale dieser Herangehensweise. Der Historismus wurde irgendwann als eingrenzend empfunden und durch die Struktur- und Sozialgeschichte abgelöst, bevor die Sozialgeschichte durch eine weitreichende interdisziplinäre Öffnung um die Kulturgeschichte ergänzt wurde (Schmolke, 2015, S. 244; Wilke, 2016, S. 82-83).

2.1.2 Theorien der Kommunikationsgeschichte

Spezifisch mit den Theorien der Kommunikationsgeschichte haben sich sowohl Winfried B. Lerg (1992) und Michael Schmolke (2015) beschäftigt. Lerg unterteilt fruchtbare Theorien für die kommunikationshistorische Forschung in vier Felder: Systemtheorien, Verhaltenstheorien, Handlungstheorien und Rahmentheorien (Lerg, 1992, S. 206). Schmolke geht in seinem Text nicht systematisch auf Theorien der Kommunikationsgeschichte ein, bringt aber Ansätze und Modelle in den Diskurs, die medienzentrierter sind, beispielsweise seien hier Strukturierungen von Medien wie jene von Harry Pross und gesetzesähnliche Aussagen wie das Rieplsche Gesetz genannt (Schmolke, 2015, S. 245-246). Weiters beschäftigt er sich mit Evolutionsmodellen von Medien, die den Schwerpunkt auf den technischen Aspekt von Medien legen (Schmolke, 2015, S. 248-250). Beide Beiträge erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit, systematisieren die Theorien und Ansätze nicht und führen keine wissenschaftstheoretische Reflexion durch, auch wenn sie abseits davon einen ersten Einstieg in die Beschäftigung mit Theorien in der Kommunikationsgeschichte bieten können.

Jürgen Wilke wiederum hat eine typologische Systematisierung der Theorien des Medienwandels vorgenommen, die durchaus miteinbezogen werden kann, ist das Phänomen des Medienwandels doch nicht von der historischen Perspektive zu trennen. Wilke unterteilt die Theorien des Medienwandels in 10 Oberkategorien, die nach Bedarf weiter in Unterkategorien geteilt werden. Die Oberkategorien sollen folgend aufgezählt werden: Anthropologische Theorien, Evolutionstheorien, Theorien des technologischen Determinismus, Zeichentheorien, Gesellschaftstheorien, Politische Theorien, Ökonomische Theorien, Kulturtheorien, Akteurstheorien und Kommunikationswissenschaftliche Theorien (Wilke, 2015, S. 31-46). Dabei betont Wilke jedoch, mit seiner Systematisierung das „wissenschaftliche Theoriepotenzial“ nicht „erschöpfend zu erfassen“. (Wilke, 2015, S. 30). Orientieren könnte man sich auch an der Fachsystematisierung der Kommunikationswissenschaft von Altmeyen et al. (2013, S. 62-64), die auf empirischer Basis unter anderem eine Systematisierung der Theorien der Kommunikationswissenschaft generell vorgenommen haben. Es wäre langwierig

alle 23 Oberkategorien aufzuzählen, zumal nicht alle Erkenntnisgewinn für die kommunikationshistorische Forschung versprechen dürften. Als spezifisch historische Theorien werden dabei die „Individualisierte Geschichtsschreibung“, gemeint ist die Forschungstradition des Historismus, die „Strukturelle Geschichtsschreibung“, angelehnt an die Struktur- und Sozialgeschichte, und „Oral History“ (Altmeppen et al, 2013, S. 62). Es ist insofern verwunderlich, die „Oral History“ hier anzutreffen, da sie üblicherweise als besonderer methodischer Zugang zur zeitgeschichtlichen Forschung verstanden wird, da hierbei über Zeitzeug:inneninterviews neue Quellen historischer Erkenntnis geschaffen werden können (Jordan, 2021, S. 162). Sie also gleich unter zwei geschichtsphilosophischen Positionen genannt zu sehen, bevor auf „Weitere Historische Theorie“ verwiesen wird, irritiert.

Es könnte jedoch auch eine andere Art der Unterteilung angedacht werden, womit auf eine Problematik im interdisziplinären Feld Kommunikationsgeschichte eingegangen werden könnte. Im kommunikationshistorischen Diskurs finden sich nach Stöber drei bzw. vier Begriffe, die nicht immer klar abgegrenzt werden: Kommunikationsgeschichte im engeren und weiteren Sinne, Mediengeschichte und Geschichte der öffentlichen Kommunikation (Stöber, 2014, S. 43). Jeder Begriff legt einen anderen Schwerpunkt auf das kommunikationshistorische Forschungsfeld, so ist die Mediengeschichte stets an die Materialität des Mediums gebunden während in der Kommunikationsgeschichte im engeren Sinn die Kommunikation als soziales Handeln in den Mittelpunkt gestellt wird und in der Geschichte der öffentlichen Kommunikation stärker über soziale Räume nachgedacht wird (Stöber, 2014, S. 47). Stöber geht dabei auch dem Gedanken nach, dass verschiedene Theorien und Ansätze mehr oder weniger geeignet für einen der drei Begriffe sein können, beispielsweise würden Evolutionstheorien durch ihren Fokus auf das Medium, auf die Materialität, der Mediengeschichte zugeordnet werden (Stöber, 2014, S. 51-52).

Wie geeignet eine Theorie oder ein Ansatz für den jeweiligen Geschichtsbegriff ist, hänge jedoch auch von der Umsetzbarkeit der Forschung ab, es müsse mitbedacht werden, dass man in der (kommunikations-)historischen Forschung nur sehr begrenzt Quellen generieren kann und ansonsten darauf angewiesen ist, was aufgezeichnet und überliefert wurde (Stöber, 2014, S. 49).

Bei der Sichtung fachspezifischer Veröffentlichungen wird ersichtlich, dass die aktuelle Situation der Theorie-Systematisierung in der Fachdisziplin durchaus als desolat beschrieben werden kann. Wenn Theorien für die Kommunikationsgeschichte überhaupt angesprochen

werden, dann überblicksartig, selten mit systematischem Anspruch und ohne auf die Wissenschaftstheorie zuzugreifen. Zur Recherche wurden zusätzlich zu den bereits besprochenen Veröffentlichungen weitere theoretisch orientierte Beiträge zur Kommunikationsgeschichte betrachtet. Als relevant zu nennen wäre natürlich der fast 800-seitige Bericht über das Symposium „Wege der Kommunikationsgeschichte“ aus 1987 (Bobrowsky & Langenbucher, 1987). In diesem Werk findet sich eine Fülle unterschiedlicher Beiträge, einige wenige stellen dabei auch Überlegungen zur Theorie in der Kommunikationsgeschichte an, aber ohne Systematik.

Ähnliches trifft auf „Kommunikationsgeschichte“ von Arnold et al. (2008) zu. Der Sammelband soll ein Hand- und Lehrbuch zu Theorien und Methoden der Kommunikationsgeschichte darstellen und liefert einige interessante Beiträge. Die Beiträge zur Theorie stellen hier vermehrt Plädoyers für einen kommunikationsgeschichtlichen Ausflug in diese oder jene theoretische Richtung dar, beispielsweise sei hier der Aufsatz „Gender matters! Oder inwieweit die Kommunikationsgeschichte von der Frauen- und Geschlechtergeschichte profitieren kann“ von Susanne Kinnebrock genannt.

An dieser Stelle seien noch die kommunikationshistorische Fachzeitschrift *medien & zeit* und das Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte erwähnt, bei denen sich ein ähnliches Bild ergibt: Durchaus wichtige Beiträge, etwa „Die Zukunft der Kommunikationsgeschichte: Veränderte Randbedingungen und künftige Perspektiven“ von Jürgen Wilke (2020) im Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte, sind zu finden, Beiträge zur Theorie mit wissenschaftstheoretischem Anspruch und Systematik sind bei der Literaturrecherche nicht untergekommen.

„Systematiken können weder richtig noch falsch sein, wohl aber mehr oder weniger plausibel und zweckmäßig.“ (Maletzke, 1998, S. 29) Forschungsfelder können also nach verschiedenen Gesichtspunkten geordnet und kategorisiert werden, es muss nur festgestellt werden, welche Ordnung auch tatsächlich sinnvoll für das spezifische Forschungsfeld ist.

2.2 Fach- und Theorieverständnis der „Mutterdisziplinen“

2.2.1 Kommunikationswissenschaft:

„Die Kommunikations- und Medienwissenschaft versteht sich als theoretisch und empirisch arbeitende Sozialwissenschaft mit interdisziplinären Bezügen.“ (DGPuK, 2008)

Diese Aussage zum Selbst- und Fachverständnis der Kommunikationswissenschaft findet sich ganz zu Beginn des Selbstverständnispapiers der DGPuK. Auch in einigen Handbüchern findet sich das Fachverständnis der Kommunikationswissenschaft als integrative (vorwiegend) empirische Sozialwissenschaft (Steininger & Hummel, 2015, S. 4-6). Theorien aus anderen Disziplinen in die eigene Forschung zu integrieren und dort unter Umständen anzupassen und weiterzuentwickeln, ist gewohnte Praxis in der Kommunikationswissenschaft (Krotz, 2014, S. 21).

Rund um das Selbstverständnis und die Fachdefinition der Kommunikationswissenschaft gibt es jedoch einen andauernden Aushandlungsprozess. Die Interdisziplinarität des Faches, das integrative Element der Kommunikationswissenschaft, führt zu Kritik. So wird beispielsweise diagnostiziert, die resultierende Unüberschaubarkeit der Teildisziplinen verursache, dass das Fach Gefahr laufe, konturlos zu werden (Steininger & Hummel, 2015, S. 5).

Der Pluralismus kommunikationswissenschaftlicher Forschungsbereiche und -gegenstände spiegelt sich auch im Theorienpluralismus der Forschung und der Kritik daran. So würde die Theoriebildung im Fach häufig chaotisch ablaufen. Theorien und Ansätze würden aus anderen Fächern, wie beispielsweise der Soziologie oder Psychologie, herangezogen, angewandt und synthetisiert werden, ohne die dafür nötige wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung zu leisten (Pürer, 2014, S. 25; Steininger & Hummel, 2015, S. 17).

In der Kommunikationswissenschaft gibt es, wie in allen Sozialwissenschaften, keine Theorien, die allgemein gültig sind und damit keine alles übergreifende Theorie, wie sie in den Naturwissenschaften anzutreffen sind (Pürer, 2014, S. 22-24). Je nachdem, welchem Verständnis und welcher Definition gefolgt wird, kann man kommunikationswissenschaftliche Theorien eher als theoretische Ansätze verstehen, da sie streng genommen nicht falsifizierbar sind (Pürer, 2014, S. 22).

Gleichwohl hat sich die deutsche Kommunikationswissenschaft „stark und deutlicher als andere Fachgemeinschaften am quantitativen Methodenparadigma der US-Kommunikationswissenschaft orientiert, weil sie nicht wieder ideologisch werden wollte, nicht wieder zu einem politischen Projekt, weder unter rechten noch unter linken Vorzeichen.“ (Averbeck-Lietz, 2025, S. 180)

Diese Aussage ist in Bezug zur Instrumentalisierung der Kommunikationswissenschaft unter den Nationalsozialisten zu verstehen. Diese Entwicklung ist historisch nachvollziehbar, führt aber auch zu Kritik. Die Kommunikationswissenschaft versuche nicht aus Gründen des Fortschritts der Forschung und Wissenschaft eine „soziale Naturwissenschaft“ zu werden, vielmehr aus Gründen der Abgrenzung zu Vergangenem, damit verbundenen gesellschaftlichen Forderungen und der Orientierung an anderen Sozialwissenschaften (Steininger & Hummel, 2015, S. 27).

Eine relevante Unterteilung von Theorien für die Kommunikationswissenschaft stellen Basistheorien und grundlegende Theorien dar. Unter Basistheorien werden Theorien verstanden, die das grundlegende Fundament der Kommunikationswissenschaft darstellen, wie etwa handlungs- oder systemtheoretische Ansätze. Als grundlegende Theorien werden wiederum jene Ansätze verstanden, die für spezifische Fragestellungen und Phänomene gebraucht werden (Krotz et al., 2008, S. 10; Steininger & Hummel, 2015, S. 17).

2.2.2 Geschichtswissenschaft:

Anstatt von Theorien, spricht man in der Geschichtswissenschaft eher über Geschichtsphilosophien, verschiedene Perspektiven auf die Geschichte oder auch historisch gewachsene (teils nationale) Schulen und Traditionen (Jordan, 2021, S. 25). Einige betonen die Einzigartigkeit historischer Momente, Ereignisse und Phänomene und lehnen aufgrund dessen Theorien, wie jene der Kommunikationswissenschaft, ab (Schmolke, 2015, S. 234; Stöber, 2014, S. 41). Das Denken in beobachtbaren Gesetzmäßigkeiten ist der Geschichtswissenschaft jedoch nicht vollkommen fremd. So gibt es etwa auch die zyklische Geschichtsphilosophie, die im frühen 20. Jahrhundert insbesondere von Oswald Spengler geprägt wurde (Schloßberger, 2013, S. 186). Einer Literaturrecherche nach spielt die zyklische Geschichtsphilosophie für das Forschungsfeld Kommunikationsgeschichte aber keine Rolle.

Folgend sollen jene Geschichtsphilosophien bzw. Schulen der Geschichtswissenschaft, die Einfluss auf die Kommunikationsgeschichte hatten, kurz umrissen werden:

Den Historismus als historische Schule kann man nach Jordan als erste moderne wissenschaftliche Herangehensweise an Geschichte bezeichnen, legitimiert durch die Methodologie der Quellenkunde, Quellenkritik und der hermeneutischen Methode des Historischen Verstehens (2021, S. 40-47). Der Historismus war von etwa 1800 bis in die 1960er Jahre die vorherrschende historische Schule im deutschsprachigen Raum, so auch für die Kommunikationsgeschichte (Baberowski, 2014, S.72; Jordan, 2021, S.42; Wilke, 1990, S. 65). Die drei Kardinalpunkte des Historismus nach Jordan wären, dass Historisten „die Geschichte (1) als fortlaufende Entwicklung sahen, für deren Fortgang (2) sie vor allem Individuen (z. B. die großen Männer‘ der Geschichte) verantwortlich machten und (3) historische Erkenntnis hauptsächlich durch einen (text-)interpretatorisch-verstehenden Zugang zu erlangen versuchten.“ (Jordan, 2021, S. 42)

Bis zum Ende der 1960er Jahre setzte sich in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft eine Strömung der Geschichtsauffassung durch, die oft einem französischen Einfluss zugeschrieben wird: die Sozial- und Strukturgeschichte. Bis heute ist sie prägend für die kommunikationsgeschichtliche Forschung (Jordan, 2021, S. 106; Schmolke, 2015, S. 244). Die Historiker:innen der Schule der Annales verstanden ihre Arbeit als historische Sozialwissenschaft, interdisziplinäre Öffnung und vergleichende Methodik fanden hierdurch Einfluss auf die Geschichtswissenschaft (Baberowski, 2014, S. 141; Jordan, 2021, S. 100).

Mit besagter interdisziplinärer Öffnung kam es in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft etwa ab den 1980er Jahren zu einer Ausdifferenzierung geschichtswissenschaftlicher Perspektiven. Beispielsweise genannt seien etwa die Kulturgeschichte, die kulturelle und anthropologische Aspekte in den Fokus rückt; die Mikrogeschichte, die eng mit der Alltagsgeschichte und der Methode der Oral History verbunden ist oder die Frauen- und Geschlechtergeschichte, die feministische und geschlechterbezogene Fragen aufwirft (Jordan, 2021, S. 162; Kinnebrock, 2007, S. 18).

2.3 Wissenschaftstheoretische Fundierung

Beschäftigt man sich mit der Genese oder der Beschaffenheit wissenschaftlicher Theorien, kommt man kaum an der Disziplin der Wissenschaftstheorie vorbei. Die Wissenschaftstheorie wird oft mit den, ihr ähnlichen, Disziplinen der Erkenntnistheorie und der Wissenschaftsphilosophie gleichgesetzt. Dabei gilt zu unterscheiden, dass die Wissenschaftsphilosophie als Oberbegriff verstanden werden kann, in dem die Wissenschaftstheorie mit der Wissenschaftsethik und der Wissenschaftsästhetik verbunden wird (Kornmesser & Büttemeyer, 2020, S.4). Im Gegensatz zur Erkenntnistheorie ist die Wissenschaftstheorie weiter gefasst als die Frage, wie Erkenntnis möglich ist und betrifft den gesamten Prozess der wissenschaftlichen Wissensproduktion. Dabei bezieht sie Wissenschaftswissenschaften, hier Wissenschaftssoziologie und Wissenschaftsgeschichte, mit ein (Steininger & Hummel, 2015, S.3).

Die Wissenschaftstheorie kann nach Steininger und Hummel als Metatheorie verstanden werden (2015, S. 38). Kornmesser und Büttemeyer argumentieren, diese Sichtweise würde verkürzen, „Denn die Wissenschaft besteht in Wirklichkeit aus vielen Handlungen, sprachlichen und gedanklichen Leistungen, theoretischen Gebilden und Interaktionen.“ (Kornmesser & Büttemeyer, 2020, S. 5)

Eine allumfassende Wissenschaftstheorie gibt es in der Kommunikationswissenschaft nicht. Steininger und Hummel diagnostizieren, dass in der Disziplin allgemein meist ohne wissenschaftstheoretisch relevantes Konzept gearbeitet wird (2015, S. 24). Allein auf Kuhn und sein Konzept des Paradigmenwechsels werde rekuriert, obgleich dieser sein Konzept an naturwissenschaftlichen Grunddisziplinen ausrichtete und seine Perspektive nicht direkt auf die Sozial- und Geisteswissenschaften übertragbar sei (Steininger & Hummel, 2015, S. 25).

Die Wissenschaftswissenschaften bezeichnen Wissenschaften, die sich der Wissenschaft nach verschiedenen Gesichtspunkten widmen. Steininger und Hummel (2015, S. 40) nennen hier die Wissenschaftsgeschichte, die Wissenschaftssoziologie, die Wissenschaftspsychologie und die Wissenschaftspolitologie. Auf die ersten beiden soll nun kurz eingegangen werden, da sie eine bedeutende Rolle für die vorzunehmende wissenschaftstheoretische Analyse spielen:

Die Wissenschaftsgeschichte befasst sich mit Wissenschaft in ihrer historischen Dimension, also mit der Entstehung und Entwicklung von Fachdisziplinen, Theorie- und Methodenentwicklung im historischen Verlauf. Wissenschaftstheorie ohne Wissenschaftsgeschichte zu betreiben, hat wenig Sinn. Sie hilft Verständnis für das Fach und

seine Theorien zu fördern und Erklärungen bereitzustellen, sowie Forschungswiederholungen und verzerrte Geschichtsbilder zu vermeiden (Steininger & Hummel, 2015, S. 39-40)

Die Wissenssoziologie ist eng mit der Wissenschaftsgeschichte verbunden und hilft zu kontextualisieren: „Die Wissenssoziologie begreift Wissenschaft als soziales Phänomen und fragt nach den sozialen Gegebenheiten unter denen Gesellschaft etwas als Wissen ansieht.“. (Steininger & Hummel, 2015, S. 40) Sie schließt damit auch die Wissenschaftler:innen als soziale Wesen, die sozial handeln und interagieren, ein. Es wird ersichtlich, dass es bei der Einbeziehung der Wissenschaftswissenschaften in wissenschaftstheoretische Überlegungen darum geht, auch jegliche Aspekte zu bedenken, die sich nicht auf rein rationale, nach dem Erkenntnisgewinn orientierte Wissenschaftsentwicklung beziehen.

Nach Pürer (2014, S. 22) versteht man unter Theorien: „Begründungszusammenhänge, die eine (in unserem Fall gesellschaftliche) Wirklichkeit – das Ganze – oder nur einen Ausschnitt davon – die Teile – zu erklären versuchen.“ Theorien können über unterschiedliche Reichweiten, für die ihre Aussagen gelten, verfügen und spielen sich damit auf der Makro-, Meso- und Mikroebene ab (Pürer, 2014, S. 22). In der Kommunikationswissenschaft finden sich viele Theorien mittlerer Reichweite, auch als Quasi-Theorien bezeichnet, da sie sich streng genommen nicht falsifizieren lassen (Burkart, 2021, S. 144; Stöber, 2014, S. 48). Sie gleichen den Perspektiven von Geschichtsphilosophien in der Geschichtswissenschaft insofern, dass sie ebenfalls einen Rahmen für die Betrachtung eines spezifischen Forschungsgegenstands bieten.

Als wissenschaftstheoretische Grundlage für die vorzunehmende Analyse wird die wissenschaftsdynamische Argumentation Paul Feyerabends genutzt. Feyerabend bietet sich aus mehreren Gründen besonders für die historische Analyse an. So betrachtet er, wie auch Thomas Kuhn und Imre Lakatos, die Wissenschaftsentwicklung nicht als eine Fortschrittsentwicklung, die zwingend durch die kumulative Anhäufung von Wissen und den rationalen Diskurs darüber geschieht. Stattdessen wird diese Entwicklung von ihm als komplexer Prozess verstanden, der keinem Ideal entspricht (Pfister, 2016, S. 368; Steininger & Hummel, 2015, 73).

Paul Feyerabend, ein gebürtiger Österreicher, sorgte in seiner Laufbahn als Philosoph für Furore und intensive Debatten. Er wurde durch sein Studium in Physik, Astronomie und Mathematik naturwissenschaftlich geprägt und folgte als Schüler Karl Poppers noch einige Zeit lang einer rationalistischen Auffassung der Wissenschaftsentwicklung, die er jedoch mit zunehmendem Alter ablehnte. Er war Kunst- und Theaterliebhaber, was ihn dazu führte Parallelen zwischen

der Kunst bzw. Künstler:innen und der Wissenschaft bzw. Wissenschaftler:innen zu ziehen (Miklós, 2016, S. 276-277; Pfister, 2016, S. 368).

Sein wohl bedeutendstes Werk entstand während seines Aufenthalts an der University of California in Berkeley und machte ihn zum verrufenen „enfant terrible“ der Wissenschaftstheorie (Hoyningen-Huene, 2000, S. 5–6; Poser, 2012, S. 187). Ursprünglich war „Wider den Methodenzwang“ als Ausgangspunkt eines Projekts geplant, das Feyerabend gemeinsam mit seinem Freund und Kollegen Imre Lakatos verwirklichen wollte. Bevor Lakatos jedoch seine Replik auf Feyerabends Ideen liefern konnte, verstarb er, weshalb Feyerabend sein Werk 1975 alleine veröffentlichte (Miklós, 2016, S. 281; Stadler, 2006, S. xxiv).

„Wider den Methodenzwang“ bildet die wissenschaftstheoretische Basis für die in dieser Arbeit vorzunehmende Untersuchung. Folgend sollen die Kernargumente des Werks zusammengefasst werden:

Feyerabend bestritt, dass die Wissenschaften einen alleinigen Anspruch auf die Wahrheit besitzen. Er betonte, dass sie ebenso fehlbar und von Irrationalität durchzogen seien wie andere Formen des Erkenntnisgewinns und daher nicht über diese erhoben werden dürfe (Poser, 2012, S. 188). Konsequenterweise forderte er, analog zur Trennung von Staat und Kirche, eine Trennung von Staat und Wissenschaft (Feyerabend, 2013, S. 385; Pfister, 2006, S. 369).

Anhand des historischen Beispiels von Galileo Galilei beschreibt er, wie sich wissenschaftliche Ideen durchsetzen. Er macht klar, dass er in der Wissenschaftsentwicklung keinen rationalen Prozess sehen kann, der aufgrund vernünftiger, überzeugender Argumente und Beweise und der Widerlegung dieser stattfindet. Stattdessen siegte Galilei letztlich nicht durch Evidenz, sondern durch Manipulation und „Propaganda“ (Chalmers, 2007, S. 125; Feyerabend, 2013, S. 184). Feyerabend beschreibt den üblichen Ablauf: Zuerst gibt es eine Theorie, die neu und unverbraucht ist und über die Empirie erste „Beweise“ sammeln kann. Schrittweise würden alternative Perspektiven ausgeblendet werden, wodurch die Strahlkraft der Theorie verstärkt werde (Feyerabend, 2013, S. 48-49). Mit der Zeit wandle sich jedoch die Welt, beispielsweise können Kriege und Katastrophen das menschliche Denken prägen. So müssen die Befürworter:innen der Theorie irgendwann zu irrationalen Mitteln greifen, um den Status Quo zu verteidigen (Feyerabend, 2013, S. 23-24). Machtkämpfe persönlicher und institutioneller Natur würden eine große Rolle in der Wissenschaftsentwicklung spielen, ebenso wie finanzielle Interessen der Wissenschaftler:innen (Feyerabend, 2013, S. 247).

Neben dem deskriptiven Teil formuliert Feyerabend auch normative Vorstellungen. Nach Feyerabend wäre es hinderlich, Wissen(schaft) in starre Regelkataloge zu pressen, so schreibt Poser (2012, S. 194):

„Die großen Durchbrüche in der Wissenschaftsentwicklung [...] beruhen gerade nicht auf stupiden methodologischen Regeln, die sich in einem Methodenkanon einfangen lassen, sondern auf kreativer menschlicher Vernunft, der es gelingt, gänzlich neue Strukturen zu erdenken und die Welt unter diesen Strukturen gänzlich neu zu erfassen, zu deuten und zu gestalten.“

Einförmigkeit in der Wissenschaft würde den Fortschritt behindern, da sie eine lähmende Konformität verlange (Feyerabend, 2013, S. 39). Eine Vielfalt von Theorien stelle stattdessen einen fruchtbaren Zustand dar. Neue Theorien sollten demnach nicht die Konsistenz zu bereits etablierten Theorien suchen, sondern ihnen widersprechen (Poser, 2012, S. 190). Der berühmteste Satz in seinem Werk lautet „Anything goes“ (Feyerabend, 2013, S. 21) und ist sowohl als Beschreibung der Wissenschaftsentwicklung zu verstehen, als auch als normative Forderung für den Erkenntnisgewinn. Damit ist nicht gemeint, dass Wissenschaftler:innen einfach chaotisch „irgendetwas“ tun sollen, sondern dass im Vorhinein kein Weg zur Erkenntnis ausgeschlossen werden soll, insbesondere nicht durch eine dogmatische Selbsteinschränkung (Poser, 2012, S. 188). Auch veraltetes Wissen sollte nicht abqualifiziert werden, so schreibt Feyerabend (2013, S. 55): „Kein Gedanke ist so alt oder absurd, daß er nicht unser Wissen verbessern könnte.“

Diese Argumente sollen als Detektoren in der vorzunehmenden Analyse wirken. Dies bedeutet, insbesondere auf Irritationen und Irrationalitäten zu achten. Dort wo methodologische Regeln und Forschungstraditionen gebrochen werden soll der Fokus der Betrachtung liegen. Zudem sind Konflikte von Interesse, die auf Machtkämpfe hinweisen. Zudem kann die Frage gestellt werden, inwiefern Feyerabends Kernaussage „Anything goes“ die historische Entwicklung beschreibt.

Die beiden ‚Mutterdisziplinen‘ der ‚Kommunikationsgeschichte‘, die ‚Kommunikationswissenschaft‘ und die ‚Geschichtswissenschaft‘, haben unterschiedliche Herangehensweisen an das Verständnis von und das Arbeiten mit Theorien. Die Geschichtswissenschaft betont bis heute die Einzigartigkeit von historischen Ereignissen - anstatt an generalisierenden Theorien wie in den Sozialwissenschaften, orientiert man sich vielmehr an Geschichtsphilosophien (Jordan, 2021, S. 25; Stöber, 2014, S. 41). In der Fachdebatte gab es reichlich Diskurs, in welchem Ausmaß kommunikationsgeschichtliche

Forschung theoriegeleitet sein müsse (Schmolke, 2015, S. 242). Mit diesem Spannungsverhältnis muss die Kommunikationsgeschichte umgehen. Im Kapitel zur Kommunikationsgeschichte als Teildisziplin der Kommunikationswissenschaft wurde näher auf diese unterschiedlichen Auffassungen und Herangehensweisen eingegangen. Um auf beide theoretischen Herangehensweisen einzugehen, wird im ersten Schritt in Kapitel 3 eine historische Analyse der geschichtsphilosophischen Positionen vollzogen. Anhand dieser werden die wichtigsten Merkmale der Positionen nachvollzogen, um einerseits die Entwicklung von Brüchen und Kontinuitäten aufzuzeigen, andererseits um festzustellen, wie sich diese geschichtsphilosophischen Positionen in der Kommunikationsgeschichte manifestieren. Dieser Analyse liegt die wissenschaftstheoretische Perspektive Feyerabends zugrunde, die in einem Zwischenfazit reflektiert wird. In Kapitel 5 hätte nach ursprünglicher Planung in einem zweiten Schritt eine Systematisierung kommunikationswissenschaftlicher Theorien in der Teildisziplin Kommunikationsgeschichte vorgenommen werden sollen. Nach Abschluss der historischen Analyse in Kapitel 3 und einer intensiven Literaturrecherche sind jedoch Probleme aufgekommen, die deutlich gemacht haben, dass der Versuch einer Systematisierung im Rahmen dieser Masterarbeit nicht sinnvoll wäre. Deshalb wird in Kapitel 5 anhand von Kernproblemen im Fach argumentiert, wieso es zu diesem Befund kam.

Es wurde bereits erwähnt, dennoch soll es nochmals deutlich festgelegt werden: Wenn in dieser Masterarbeit von der „Kommunikationsgeschichte“ die Rede ist, ist damit eine grundsätzlich weite Auslegung des Begriffs gemeint. Die Kommunikationsgeschichte als Teildisziplin wird in der Kommunikationswissenschaft verankert betrachtet, kommunikationshistorische Forschung fand jedoch auch schon in der Zeitungswissenschaft und weiteren Vorgängern der Kommunikationswissenschaft statt. Zudem können auch jene Werke Kommunikationsgeschichte sein, die sich stattdessen als Mediengeschichte bezeichnen oder gar nicht als historische Arbeit markiert sind (Stöber, 2014, S. 252). Die Grenzziehung zur geschichtswissenschaftlichen Forschung an Medien und Kommunikation ist nicht leicht zu treffen. Im Rahmen der Interdisziplinarität gibt es hier definitiv Überschneidungen. Als Punkt der idealen Unterscheidung könnte man eine Kritik Seethalers an Kurt Koszyk heranziehen. Demnach galt Koszyks Forschungsinteresse in seinen sozialgeschichtlichen Werken zur Kommunikationsgeschichte eher der sozialen Bedingtheit der „Kommunikationssituation, weniger der kommunikativen Bedingtheit der sozialen Situation.“ (Seethaler, 2019, S. 25) Zudem beschränkt sich die Analyse auf Entwicklungen im deutschsprachigen Raum. Auf Einflüsse aus Frankreich wird ein wenig intensiver eingegangen, der anglo-amerikanische

Raum wird nur angeschnitten. Eine internationale Perspektive der Theorieentwicklung wäre ein interessantes Forschungsvorhaben, würde die historische Analyse aber deutlich komplexer machen.

Als Grundlagenliteratur für die historische Analyse ist „Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft“ aus dem Jahr 2021 von Stefan Jordan zu nennen, der detailliert eine Basis geschichtswissenschaftlicher Fachgeschichte nachzeichnet. Davon ausgehend wurde mit etlichen weiteren Autor:innen ergänzt. Für die Interpretation und die Überlegungen in Kapitel 4 war Hans Wagner mit seinem Text „Das Fachstichwort: Kommunikationsgeschichte“ aus dem Jahr 2017 besonders inspirierend und perspektivisch leitend.

3. Geschichtsphilosophien, Metatheorien und Schulen

Zu Beginn der Analyse muss festgestellt werden, dass die Art und Weise, wie über Geschichte und ihre wissenschaftliche Erforschung nachgedacht wird nie statisch war: „Indem die Theorie der Geschichte einem historischen Wandel unterworfen ist, wird sie von ihrem eigenen Gegenstand erfasst.“ (Rohbeck, 2008, S. 19)

Welcher Begriff in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit diesem Thema genutzt wird, ist nicht klar definiert. In der Literatur findet man geläufig den Begriff der Geschichtsphilosophie. Problematisch für die Verwendung des Begriffs ist jedoch, dass er einerseits für die allgemeine Bezeichnung der Grundlagen und Voraussetzungen historischer Erkenntnis dient, im engeren Sinne jedoch eine eigene historische Denkströmung zur Zeit der europäischen Aufklärung bezeichnet. Mit dem Aufschwung des Historismus und der Professionalisierung der Geschichtswissenschaft wurde eine Krise bzw. das Ende der Geschichtsphilosophie erklärt. Geschichtsphilosophie spielte selbstverständlich auch nach ihrem „Ende“ eine bedeutende Rolle in der historischen Forschung, sie wurde nur nicht mehr so genannt (Rohbeck, 2008, S. 19). Man könnte die verschiedenen historischen Herangehensweisen an Geschichtsphilosophie auch als Metatheorien bezeichnen. Auf materialer Ebene geht es um ontologische Fragen: Was ist Geschichte, was ist ihr Inhalt? Es geht um ihre Verlaufsform, um die Existenz und Beschaffenheit eines Sinnes der Geschichte, wer bzw. was das Subjekt der Geschichte ist, ob es Fortschritt in der Geschichte gibt, wie dieser Fortschritt beschaffen ist und ob die Geschichte teleologisch ist (Rohbeck, 2008, S. 17). Auf formaler Ebene kann die Geschichtsphilosophie auch als Wissenschaftstheorie aufgefasst werden, wenn gefragt wird, wie historische Erkenntnis möglich ist. Hier spielen Fragen eine Rolle, die sich mit der Existenz von empirisch erforschbaren Gesetzmäßigkeiten auseinandersetzen. Dies bestimmt also klar, inwiefern eine wissenschaftstheoretische Kompatibilität zu Sozialwissenschaften wie der Kommunikationswissenschaft besteht und inwiefern sozialwissenschaftliche Theorien in die historische Forschung integrierbar sind. Im Zuge der letzten Jahrzehnte ist es ebenfalls relevant geworden darüber nachzudenken, ob es ‚die Geschichte‘ an sich gibt oder ob man nur von sprachlichen Konstruktionen sprechen kann (Rohbeck, 2008, S. 18). Es ist offensichtlich, dass historische Forschung ohne irgendeine Form der Vorannahme zu diesen Fragen nicht möglich sein kann, was für die historische Kommunikationsforschung bedeutet, dass eine Geschichtsphilosophie, selbst wenn nicht explizit genannt, doch immer implizit vorhanden sein muss.

Nun ist es so, dass geschichtsphilosophische Metatheorien nicht in einem Vakuum existier(t)en, es sich also auch um historisch gewachsene, national verwurzelte und geprägte Traditionen handelt (Schmolke, 2015, S. 244). So spricht man auch von Schulen in der Geschichtswissenschaft.

Wie im Rahmen des ersten Teils der Analyse aufgezeigt werden wird, schließen sich die Metatheorien bzw. Schulen keineswegs aus, sie sind vielmehr in einer historischen Entwicklung aufeinander aufbauend und ergänzend zu verstehen.

3.1 Historismus

3.1.1 Historischer Überblick

Die Historische Schule, im Folgenden als Historismus bezeichnet, war die dominante Schule der Geschichtswissenschaft im deutschsprachigen Raum zwischen 1800 und 1960 (Baberowski, 2014, S. 72; Jordan, 2021, S. 42).

Der Historismus entwickelte sich in etwa zeitgleich mit der Entstehung der Geschichtswissenschaft als eigenständiger Disziplin. Schon vor 1800 war die Vorform der Geschichtswissenschaft an den Universitäten präsent, wurde jedoch nicht als Wissenschaft, sondern als historische Kunst verstanden und Lehrstühle der Geschichte genossen weniger hohes Ansehen als andere Disziplinen (Jordan, 2021, S. 33-34).

In der Mitte des 18. Jahrhunderts setzte die Sattelzeit ein – ein vom Historiker Reinhart Koselleck geprägter Begriff, der jene Phase in der Geschichte begreift, in der die Grundlagen der modernen Welt geschaffen wurden – in der sich das Geschichtsbewusstsein, die Relevanz der Geschichte und die Art und Weise über Geschichte nachzudenken änderte (Jordan, 2021, S. 34). Die gesteigerte Relevanz der Geschichte könnte als Resultat von verschiedenen gesellschaftlichen Umbrüchen und technischen Fortschritten mit sozialen Rückkopplungseffekten verstanden werden. So wären etwa die Französische Revolution und die darauf folgenden napoleonischen Kriege als relevanter politischer und kultureller Umbruch zu sehen (Fulda & Jaeger, 2011, S. 329). Ebenso kam es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einer Reihe technischer Entwicklungen, die zur Industrialisierung des 19. Jahrhunderts beitragen sollten. Im Zuge der Industrialisierung und Standardisierung wurde die Zeit als Phänomen im Allgemeinen relevant (Butschek, 2006, S. 115; Jordan, 2021, S. 34). Ebenfalls kann noch die Aufklärung als wichtiger Einfluss auf die Entstehung der Geschichtswissenschaft genannt werden, als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Göttinger Schule entstand, „wo August Ludwig von Schlözer (1735-1809), Ludwig Thimotheus Spittler (1752-1810), Arnold Hermann Ludwig Heeren (1760-1842) und Johann Christoph Gatterer (1727-1799) Geschichte im Zeichen einer aufklärerischen Weltsicht betrieben.“ (Jordan, 2021, S. 34-35)

Das Aufstreben des Historismus ist ebenso eng mit dem Aufstieg des Bürgertums verbunden, dem die Vertreter des Historismus entstammten (Jordan, 2021, S. 58). Im 18. Jahrhundert kam es mit der Aufklärung zu einem weltbildlichen Wandel, von dem auch das Geschichtsbild betroffen war. Der historische Kontext der Zeit bekräftigte die Vorstellung, Geschichte wäre

keine statische Wiederholung, sondern eine fortlaufende Entwicklung, die „Politik, Kultur und Gesellschaft gleichermaßen umgreift und als ein gerichteter Prozess geschichtsphilosophisch auszuformulieren sei.“ (Fulda & Jaeger, 2011, S. 328) Diese Vorstellung diene als legitimierendes Argument für die Emanzipation des Bürgertums (Fulda & Jaeger, 2011, S. 329).

Die Entwicklung der Idee des Historismus kann als Reaktion auf die Aufklärung und ihre Folgen verstanden werden. Im 19. Jahrhundert modernisierten sich die Lebensverhältnisse, Entwicklungen wie die Industrialisierung führten zu einem Gefühl der Entfremdung von traditionellen Wurzeln. Der Fortschrittsgedanke der Aufklärung wurde teils übernommen, teils kritisch betrachtet, statt der Zukunft wollte man sich die Vergangenheit neu aneignen, in Form einer narrativ geprägten, fortlaufenden Geschichte (Fulda & Jaeger, 2011, S. 329; Jordan, 2021, S. 58). Leopold von Ranke, einer der frühen Vertreter des Historismus, verstand die „Geschichtsschreibung als Diskurs zwischen Philosophie und Dichtung.“ (Fulda & Jaeger, 2011, S. 330) An dieser Stelle ist die Prägung durch die Denkströmung der Romantik erkennbar. Das narrative Element im Historismus hatte folglich Auswirkungen darauf, wie über die Geschichte nachgedacht wurde, denn eine Narration braucht einen Protagonisten, im Idealfall einen Helden (Jordan, 2021, S. 46). Dieser „Held“ verfolgt oft ideelle, hohe Ziele oder hat ein Schicksal zu erfüllen. So zeichnet sich ab, warum die Individualitätenbindung in der Geschichtsschreibung zu einem Merkmal des Historismus wurde (Schmolke, 2015, S. 234). Dieser Fokus auf das Individuum zeigt sich deutlich in der sogenannten „Great-Man-Theory“, die bedeutende Persönlichkeiten als Helden in den Mittelpunkt der Geschichte stellen, ja sogar davon ausgehen, der Lauf der Geschichte würde durch sie gelenkt werden (Dhúill, 2011, S. 34; Jefferies, 2008, S. 9). Doch der Fokus blieb nicht allein beim einzelnen Subjekt.

Sah von Ranke den „Geschichtsschreiber [noch] als bloßen Betrachter einer göttlich sanktionierten Wirklichkeit“ (Fulda & Jaeger, 2011, S. 330), so verstanden sich spätere Vertreter des Historismus, an dieser Stelle erwähnt seien hier beispielhaft Theodor Mommsen und Johann Gustav Droysen, definitiv als politische Intellektuelle. Der Historismus politisierte sich vor dem historischen Hintergrund sich entwickelnder Nationalstaaten; eine Entwicklung, die durch die Vertreter des Historismus begrüßt und vorangetrieben wurde (Fulda & Jaeger, 2011, S. 330; Jefferies, 2008, S. 8). Bezüglich ihrer politischen Einstellung gab es einzelne Unterschiede zwischen den Vertretern des Historismus, etwa bezüglich der Haltung gegenüber Frankreich oder dem Antisemitismus. Jordan (2021, S. 60) nennt aber zwei große politische Leitlinien des Historismus: Der Protestantismus, da die Vertreter der Strömung stark protestantisch geprägt

waren, und ein „preußisch dominierter deutscher Nationalismus auf Grundlage einer parlamentarischen Monarchie.“

Das Zivilisationsmodell aus der Geschichtsphilosophie der Aufklärung wurde als unhistorisch abgetan, an seinen Platz rückte die Vielfalt und Spezifika von Nationen und Kulturen (Fulda & Jaeger, 2011, S. 329). Nun kann eine Nation in einem Narrativ ebenso die Rolle eines Individuums übernehmen bzw. zum Akteur gemacht werden. So wie die großen Taten ‚großer Männer‘ von Interesse waren, wurden auch die ‚großen Taten‘ von Nationen relevant. Ranke war zudem davon überzeugt, dass es die Außenpolitik sei, die die innere Struktur eines Staates bedinge (Jefferies, 2008, S. 9). Dies drückte sich fortwährend in einem Primat der Außenpolitik in der historischen Forschung aus (Jordan, 2021, S.60).

Man kann die Entwicklung des Historismus jedoch nicht nur aus seinen Ideen heraus verstehen, sondern auch die Ebene fachlich-institutioneller Entwicklung beleuchten. Denn mit der Entwicklung des Historismus setzte auch eine Verfachlichung geisteswissenschaftlicher Disziplinen ein. Die Geschichtswissenschaft konnte sich als eigenständige wissenschaftliche Disziplin behaupten, als sie sich durch Gegenpositionen zur Geschichtsphilosophie abgrenzte. Im Gegensatz zu den Geschichtsphilosophen vor ihnen vertraten die Historiker des Historismus die Ansicht, vorwiegend empirische historische Forschung, gemeint ist die Arbeit an und mit Quellen, würde historische Erkenntnis bringen (Jordan, 2021, S. 37). Mit der Quellenkritik und dem historischen hermeneutischen Verstehen wurden zwei wichtige Werkzeuge im Methodenkoffer von Historiker:innen entwickelt, die bis heute von höchster Relevanz sind (Fulda & Jaeger, 2011, S. 331; Jordan, 2021, S. 45-47; Wagner, 2017, S. 250). Diese Verwissenschaftlichung wurde durch institutionelle Entwicklungen unterstützt. Im Rahmen von Reformen Wilhelm von Humboldts im Jahr 1810 wurde die Geschichtswissenschaft zur eigenständigen Disziplin erklärt (Kusch, 2025, S. 8). Die Zahl der Lehrstühle an den Universitäten stieg und mit ihnen auch die Zahl der Studenten. Der Ruf einer Geschichtspröfessur verbesserte sich immens (Jordan, 2021, S. 38). Mit universitären Seminaren wurde eine diskursive Art der Wissensvermittlung ins Leben gerufen, auch außerhalb der Universitätsgebäude wurde reger Diskurs in neu gegründeten fachwissenschaftlichen Zeitschriften betrieben. Ebenso wurden wissenschaftliche Akademien und historische Museen gegründet (Fulda & Jaeger, 2011, S. 331-332; Jordan, 2021, S. 38).

An dieser Stelle sei vermerkt, dass der Historismus nicht nur die Herausbildung der modernen Geschichtswissenschaft begleitete, sondern ebenso Einfluss in anderen Geisteswissenschaften wie den Rechtswissenschaften, den Staatswissenschaften, der Theologie, Germanistik oder der Nationalökonomie fand, sich weiter noch in der Evolutionsbiologie und der Architektur niederschlug (Fulda & Jaeger, 2011, S. 330-331; Wagner, 2017, S. 251). Bedenkt man, dass die Kommunikationswissenschaft bzw. damalige Zeitungskunde der fruchtbaren Verbindung von Geschichtswissenschaft, Nationalökonomie und Rechtswissenschaften entsprang, wird ersichtlich, wie relevant der Historismus als Grundlage nicht allein für die Kommunikationsgeschichte, sondern auch für die Kommunikationswissenschaft und ihren Vorgängern allgemein war. Auf den Bezug des Historismus zur Kommunikationsgeschichte wird in Kapitel 3.1.3 näher eingegangen.

Hans Wagner meint jedoch eine Art „Entwicklungsstörung“ im Historismus zu erkennen, eine Eigenart der Denkweise, die dem intellektuellen Monopol in den deutschsprachigen Geisteswissenschaften langsam zum Verhängnis werden sollte (Wagner, 2017, S. 257). Denn in der Vormoderne war der Sinn und Zweck der Geschichte bzw. der Geschichtsschreibung/-wissenschaft leicht zu argumentieren:

Die vormoderne geschichtsphilosophische Perspektive, historische Situationen würden sich stetig wiederholen, bedeutete, dass es Sinn machte nach allgemeinen Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte zu suchen und folglich ebenso sinnvoll war, aus den sich wiederholenden Situationen und ihren Gesetzmäßigkeiten zu lernen. Der Sinn der Geschichte wurde also darin gesehen, mitunter direkte Handlungsmaximen aus ihr abzuleiten. Im Historismus wurde diese Geschichtsauffassung verworfen und das Gegenteil praktiziert. Die Individualität oder Einzigartigkeit einzelner Akteure und Ereignisse war nun relevant. Geschichte wurde als eine fortlaufende Narration ohne stetiger Gleichheit verstanden. Mit dem Verwerfen der alten Perspektive und dem Siegeszug des Historismus, wurde der Sinn der Geschichte nicht nur in Frage gestellt, sondern regelrecht in seinen Grundfesten erschüttert (Fulda & Jaeger, 2011, S. 332; Wagner, 2017, S. 250 & S. 255). Die Geschichtswissenschaft verlor ihren Zweck. Die Erschütterung ist noch bis in die Selbstverständnisdebatten der Geschichtswissenschaft Ende des 20. Jahrhunderts zu spüren (Wagner, 2017, S. 256).

Fulda und Jaeger (2011, S. 332) nennen weitere Gründe für die Krise des Historismus, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts einsetzte:

„Galt es zuvor als eine notwendige Instanz der kulturellen Selbstvergewisserung, so wurde Historismus um 1900 zum Inbegriff einer stoffhuberischen Welt- und Selbstvergessenheit, einer Flucht in die Vergangenheit, die an die Stelle praktischer Lebensdienlichkeit den Positivismus der Wissenschaft treten lasse. Da der Historismus alles als historisch bedingt betrachtet, schienen alle überhistorisch gültigen Werte relativiert.“

Zudem diagnostizieren sie, die Ideenlehre des Historismus wäre durch Max Weber und die neukantianische Wissenschafts- und Erkenntnistheorie in Frage gestellt worden. Aus der Perspektive des Historismus galten Ideen als objektive geistige Kräfte, die der Geschichte Sinn geben und auf sie einwirken. Die Erforschung dieser Ideen wurde als Beitrag zur Kultur gesehen (Fulda & Jaeger, 2011, S. 332). Weber und Vertreter des Neukantianismus griffen diese Vorstellung an, „...indem sie den vermeintlich objektiven Sinn der Geschichte als eine Konstruktionsleistung des Erkenntnissubjekts erklärten. Ideen sind demnach keine objektiven Triebkräfte und Sinndimensionen der geschichtlichen Entwicklung, sondern – etwa im Sinne der weberschen Idealtypen – Instrumente der kulturwissenschaftlichen Erkenntnis, „die wir schaffen“, um Erfahrungen ordnen und Phänomene deuten zu können,...“ (Fulda & Jaeger, 2011, S. 332) Webers Werke sollten später nicht nur in der Geschichtswissenschaft, sondern insbesondere in den Sozialwissenschaften Einfluss finden. Diese breite Rezeption machte Weber zum Inbegriff historischer Sozialwissenschaften und erhob ihn in eine Vorbild-Position für die Sozialgeschichte der 1960er Jahre, worauf in Kapitel 3.2 näher eingegangen wird (Jordan, 2021, S. 79).

Die Krise des Historismus kann auch auf gesellschaftliche und technische Entwicklungen rückgeführt werden. Mit der Etablierung des damalig neuen Mediums namens Film wird ins Bewusstsein gerufen, dass das Narrativ eine Frage der Perspektive ist und die Kohärenz einer Darstellung erst durch ihre Konstruktion erfolgt (Fulda & Jaeger, 2011, S. 334). Gesellschaftlich zeigten Ende des 19. Jahrhunderts sowohl die wissenschaftlichen als auch technisch-ökonomischen Fortschritte ihre Auswirkungen. Der Prozess der Rationalisierung, der seit der Aufklärung eingesetzt hatte, wurde von Max Weber als „Entzauberung der Welt“ beschrieben (Jordan, 2021, S. 79). Das Jahrhundert neigte sich einem ungewissen Ende zu, der Zivilisationsfortschritt des 19. Jahrhunderts war nun klar ersichtlich und führte zu Gefühlen der Entfremdung. Diese Periode wird auf den europäischen Raum bezogen als *Fin de Siècle* bezeichnet, also das Ende des Jahrhunderts. Die Periode ist bekannt für die mit ihr assoziierte Weltuntergangsstimmung (Mestrovic, 2011, S. 1). Typisch für das Lebensgefühl des *Fin de Siècle* war ein gleichzeitiges Auftreten von ausgeprägtem Optimismus sowie Pessimismus gegenüber der Zukunft und die Vorstellung, die Zivilisationsleistung der Moderne würde zu

Dekadenz und folglich auch Verfall führen. So hatte Deutschland auf seine Wirtschaft, seinen Handel und sein Militär bezogen beinahe Großbritannien auf dem „ersten Platz“ der europäischen Großmächte eingeholt. Als einen Grund für den Pessimismus der Zeit nennt Laqueur wirtschaftliche Probleme in diversen europäischen Ländern. Auf Deutschland bezogen spricht er über eine ökonomische Krise, gemeint ist hier wohl der Wiener Börsenkrach von 1873 und die danach ausgelöste Deflation und Verlangsamung des Wirtschaftswachstums, die später als ‚Große Depression‘ bezeichnet wurde (Laqueur, 1996, S. 17-19; Mestrovic, 2011, S. 1).

Nach diesem kleinen Exkurs in die unterschiedlichen, miteinander verbundenen Gründe für die Krise des Historismus wird deutlich, dass die traditionelle historistische Perspektive auf die Geschichte nicht mehr recht in eine entzauberte (post-)moderne Welt passen wollte.

Ein Aspekt der Krise des Historismus, der an dieser Stelle nur angeschnitten und später wieder aufgegriffen werden soll, ist die langsam einsetzende Enthistorisierung der Wissenschaften und des alltäglichen Lebens, da mit dem Verlust des Sinns der Geschichte auch ein wachsender Relevanzverlust der Geschichtswissenschaft einsetzte (Wagner, 2017, S. 257).

In der Krise des Historismus konnten sich nun vermehrt Konkurrenzpositionen Gehör verschaffen. Nur erwähnt sei an diesem Punkt etwa die sozialistische Geschichtsschreibung, geprägt vom Historischen Materialismus des Marxismus, die sich jedoch nicht in universitären bzw. akademischen Kreisen betätigte (Jordan, 2021, S. 69). Ebenso erwähnt sei nochmals die zyklische Gesichtsauffassung Oswald Spenglers, die sich in Deutschland nicht breitflächig durchsetzte, weshalb an dieser Stelle nicht näher darauf eingegangen werden soll (Schloßberger, 2013, S. 186). Zu dieser Zeit lassen sich zudem sowohl in Deutschland als auch in Frankreich die Anfänge einer Wirtschafts- und Sozialgeschichte ausmachen, denn insbesondere nach dem ersten Weltkrieg wurde die Welt immer komplexer und es galt neue (soziale) Herausforderungen anzugehen (Jordan, 2021, S. 69). Sozialwissenschaftliches Denken fand Einfluss in die Geschichtswissenschaft, in Frankreich stärker als in Deutschland. Dieser Einfluss entwickelte sich zur Schule der Annales und der Bielefelder Schule, auf die in Kapitel 3.2 näher eingegangen wird (Jordan, 2021, S. 63).

Zudem etablierte sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland eine weitere Strömung in der Geschichtswissenschaft, die mit der historischen Landeskunde eng verwandte Volkskunde und Volksgeschichte. Sie wurde durch das aufblühende Museumswesen beeinflusst und stellte die Sitten und Traditionen von ‚Volksgruppen‘ in den Vordergrund der Forschung.

Hier ist der Spalt zum klassischen Historismus erkennbar, da es nicht um den „großen“, sondern den „einfachen/kleinen“ Mann geht. Der Fokus auf das Volk ersetzte den Nations-Gedanken, Begriffe wie Abstammung und Blut waren geläufig (Jordan, 2021, S. 65-67). Es verwundert nicht, dass diese Strömung der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft ideologisch eng an die nationalsozialistische Weltanschauung anknüpfte. Jordan plädiert dafür, vorsichtig und reflektiert mit dem Begriff der Volksgeschichte umzugehen und nennt dafür gleich mehrere Gründe: So sei es bis in die 1990er Jahre schwierig gewesen, fachhistorische Forschung zur geschichtswissenschaftlichen Forschung unter den Nationalsozialisten zu betreiben, da viele Historiker dieser Zeit nicht nur noch lebten, sondern auch auf angesehene Karrieren verweisen konnten. Es wäre schwierig gewesen, dies in Frage zu stellen, wo doch die auf sie folgende Generation an Historiker:innen in einem Schüler-Verhältnis zu ihnen standen. Dies hatte zur Folge, dass erst vor etwa dreißig Jahren damit begonnen wurde, diese quasi unter den Teppich gekehrte Zeit wieder zu enthüllen und zu reflektieren. Davor war man der Annahme gefolgt, die Geschichtswissenschaft hätte einen „Historismus mit braunen Flecken“ betrieben, aber keine neuartige Konzeption entworfen. Hinzu käme, dass theoretische Konzepte und erbrachte fachwissenschaftliche Leistungen aus der Volksgeschichte nicht von der nationalsozialistischen Ideologie zu trennen seien, was eine Beurteilung erschwere (Jefferies, 2008, S. 14; Jordan, 2021, S. 85-86). Der Historismus wurde nicht von der Volksgeschichte abgelöst, aber in ihrem Sinne entstanden eigene Forschungszentren. Sie grenzte sich nicht nur inhaltlich vom klassischen Historismus ab, indem vermehrt Impulse aus anderen Disziplinen wie der Anthropologie oder der Soziologie aufgenommen wurden, auch methodisch wurde sie pluralistisch (Jordan, 2021, S. 87). Nach Jordan wurden diese Neuerungen von den Volkshistorikern nicht als radikaler Bruch mit dem Historismus, sondern eher als seine theoretische und methodische Erweiterung gesehen (2021, S. 93). Geschichtsphilosophisch arbeiteten die Volkshistoriker mit einem pseudo-naturwissenschaftlichen Materialismus, der sich auch im Volksbegriff niederschlug. Jordan (2021, S. 90) spricht hier von einer „erkenntnistheoretische(n) Zwangsjacke“.

Das völkische Gedankengut wurde nach dem Fall des nationalsozialistischen Regimes aus der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft getilgt, die Impulse der theoretisch-methodischen Öffnung existierten weiter und fanden sich in der deutschsprachigen Sozialgeschichte der 1960er Jahre wieder (Jordan, 2021, S. 95). In Kapitel 3.2 soll an diesem Punkt weiter angesetzt werden.

3.1.2 Merkmale

Der Übersichtlichkeit wegen sollen an dieser Stelle die wichtigsten Konzepte des Historismus wiederholt und reflektiert werden.

Der Historismus kann als national gewachsene Schule oder Tradition der Geschichtswissenschaft im deutschsprachigen Raum aufgefasst werden. Bedenkt man jedoch den Einfluss auf etliche weitere (geistes-)wissenschaftliche Disziplinen und das allgemeine Geschichtsverständnis des 19. Jahrhunderts, sollte diese Auffassung um die Dimension erweitert werden, dass der Historismus auch als generelle Historisierung des Denkens verstanden werden kann (Fulda & Jaeger, 2011, S. 328). Seine Relevanz für die Entwicklung unserer heutigen Auffassung der Geschichte, vielleicht sogar darüber hinaus, sollte nicht unterschätzt werden. So schreibt etwa Oexle (1996, S. 17-18):

„Der Historismus gehört also zu den großen Grundkräften, die für die Moderne konstitutiv sind; er ist in eine Reihe zu stellen mit der Aufklärung, mit der politischen Revolution, mit der Industrialisierung und mit der Durchsetzung der modernen Naturwissenschaft und ihrer technischen Konsequenzen.“

Diese Auffassung wurde auch schon in der ‚Spätphase‘ des Historismus geteilt, so urteilt etwa der deutsche Historiker Friedrich Meinecke, der selbst Schüler der ‚zweiten Generation‘ deutscher Historisten gewesen war, in seinem Werk über die Entstehung des Historismus: „Und das Aufkommen des Historismus war, (...), eine der größten geistigen Revolutionen, die das abendländische Denken erlebt hat.“ (Meinecke, 1959, S. 1)

Wagner (2017, S. 250) fasst den entscheidenden Punkt zusammen: „Der Historismus entdeckt die Geschichtlichkeit der Welt des Menschen, seiner Werte und Lebensformen, seiner Institutionen und Werke.“

Wenn man die ontologischen und epistemologischen Kernkonzepte des Historismus kondensiert, kann man sie mit den Begriffen Individualität und Kontextualisierung darstellen.

Betrachtet man die Geschichte ontologisch, so fragt man danach, was die Geschichte eigentlich ist, was sie im Kern ausmacht. Der Historismus folgt dabei folgenden Annahmen:

Historische Ereignisse, Situationen, Ideen und Akteur:innen sind einzigartig und, ohne zur epistemologischen Auffassung vorzugreifen, nur aus ihrem individuellen historischen Kontext verstehbar. Sie sind nicht reproduzierbar. Diese Einzigartigkeit hat zur Folge, dass überzeitliche, allgemeingültige Gesetze abgelehnt werden, im Gegensatz zu naturwissenschaftlichen oder materialistischen geisteswissenschaftlichen Theorien. Folglich kann der Historismus als anti-deterministisch eingeordnet werden. Geschichte wird somit nicht

als statisch, sondern als dynamischer, sich organisch entwickelnder Prozess betrachtet. Jede Epoche folgt ihrer eigenen Logik und ihren eigenen Werten. Sie kann demnach nicht mit den Kriterien einer anderen Epoche bewertet werden. Man kann daraus schließen, dass der Historismus relativistisch ist. Der Historismus legt dabei besonderen Wert auf die Vorstellung von Ideen und Werten als treibende Kraft der Geschichte, nicht etwa materielle Bedingungen. Dementsprechend kann man die Ontologie des Historismus vielleicht als ideell bezeichnen. Das Subjekt der Geschichtsschreibung ist die große historische Persönlichkeit, der „Great Man“, der den Fortlauf der Geschichte durch sein Handeln beeinflusst. Der Nationalstaat nimmt eine ähnliche Rolle ein, weshalb besonderes Augenmerk auf der Außenpolitik liegt (Jordan, 2021).

Betrachtet man die Geschichte epistemologisch, so fragt man danach, wie historische Erkenntnis möglich ist. Der Historismus folgt dabei folgenden Annahmen:

Wenn alles einzigartig ist, muss Verständnis durch das Betrachten des spezifischen Kontexts erreicht werden. So kommt es zum epistemologischen Grundprinzip der „Erklärung allen Seins durch sein Gewordensein“. (Fulda & Jaeger, 2011, S. 335) Die Methode des hermeneutischen Verstehens hält deshalb das Primat im Historismus. Historische Erkenntnis kann dabei vorwiegend durch die Arbeit mit Quellen erreicht werden. Diese Quellenarbeit erfolgt nach bestimmten methodischen Richtlinien, insbesondere die Interpretation der Quelle in ihrem historischen Kontext, also der Quellenkritik (Jordan, 2021).

Die Ablehnung gegenüber jeglicher Form der Generalisierung wird als „fatale Schwäche“ des Historismus bezeichnet (Lübbe, 1977, S. 118-119). Aus der theologisch geprägten Vorstellung Rankes, alle historischen Epochen wären gleichwertig, da sie gleich nah an Gott stehen würden, leitet sich eine Ablehnung zu vergleichender Methodik ab (Jefferies, 2008, S. 9).

Als relevantes Merkmal ist ebenso die politisch-ideologische Prägung des Historismus herauszustreichen. Wie bereits in der historischen Analyse dargelegt, ist der Historismus kaum von seinem deutschen nationalen Patriotismus und seiner protestantischen Prägung zu trennen. Es wurde gezeigt, dass die Historiker des Historismus ihrer Arbeit nicht nur wissenschaftliche, sondern auch politische Relevanz beimaßen (Jordan, 2021, S. 59).

3.1.3 Bezug zur Kommunikationsgeschichte

Im folgenden Abschnitt soll der Bezug zwischen der Kommunikationsgeschichte als Teildisziplin der Kommunikationswissenschaft und den vorangegangenen Erkenntnissen hergestellt werden.

Die Zeitungskunde war grob zusammengefasst ein Resultat der Vereinigung von historischen, nationalökonomischen und rechtswissenschaftlichen Fragestellungen, die durch den regelrechten Boom der Massenpresse seit der Industriellen Revolution an Relevanz gewonnen hatten (Pürer, 2014, S. 34-35; Wilke, 2016, S. 82-85). Der Gründer des ersten Instituts für Zeitungskunde, Karl Bücher, war selbst Zeitungshistoriker gewesen, allein dies sollte zeigen, dass die Kommunikationsgeschichte von Beginn an ein Teil der Forschung und Lehre der sich später zur Kommunikationswissenschaft entwickelnden Zeitungskunde war (Pürer, 2014, S. 36; Wilke, 2016, S. 83).

Von kommunikationsgeschichtlichem Interesse war dabei vorwiegend die Pressegeschichte oder besser gesagt: Pressegeschichten. Der Einfluss der historistischen Perspektive erscheint hier deutlich als ein Fokus auf ‚große‘ publizistische Persönlichkeiten und Institutionen, also auf Biographie- und Institutionengeschichte (Wilke, 1990, S. 65). An mancher Stelle in der fachgeschichtlichen Literatur wird ein regelrechtes Übermaß an einzelnen Mediengeschichten beklagt. Die Kritik lautet, es würden zwar stetig weitere historische Daten angehäuft worden sein, jedoch ohne „theoretische Inspiration“. Die dem Historismus entspringende Pressegeschichtsschreibung wäre überwiegend „belletristisch, narrativ, deskriptiv-individualisierend“. (Wagner, 2017, S. 267-268) Die Generierung von Theorien wurde aufgrund dem historistischen Geschichtsverständnis nicht priorisiert, da sie durch Generalisierung der postulierten Einzigartigkeit historischer Situationen zuwider laufen würden. Diese Aussage ist nicht voll und ganz richtig, wenn man bedenkt, wie Hans Wagner auf ‚Ausreißer‘ am Anfang des 20. Jahrhunderts hinweist, die entgegen dem klassisch historistischen Geschichtsverständnis kommunikationsgeschichtlich gearbeitet haben. Wagner nennt hier den Soziologen Ernst Manheim, der Vergesellschaftungsprozesse unter der historischen Lupe öffentlicher Kommunikation im 18. Jahrhundert betrachtete. Manheim konnte mit seinem Werk einen Erfolg in der Zeitungswissenschaft feiern, im Zuge der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde das Werk jedoch unterdrückt und geriet in Vergessenheit (Wagner, 2017, S. 272-273). Weiters nennt Wagner Franz Adam Löffler, Karl Knies und Wolfgang Riepl als drei frühe Vorreiter der Kommunikationsgeschichte. So habe Löffler 138 Jahre vor Niklas Luhmann ein sinngleiches „Modell der Ko-Evolution von Kommunikation und Gesellschaft“

(Wagner, 2017, S. 274) geschaffen. Knies wiederum habe eine Geschichte der Transportinstitute des Nachrichtenverkehrs entworfen. Riepl strebte mit seiner Dissertation „Das Nachrichtenwesen des Altertums – mit besonderer Rücksicht auf die Römer“ eine Forschung zu einer Art systematische Universalgeschichte der Kommunikation an. Sein Gesetz der Medienkomplementarität ist eine klar theoretische Konzeption, die Gesetzmäßigkeiten in der (Kommunikations-)Geschichte zulässt. Gemeinsam hätten die drei letztgenannten Ansätze, dass sie das Subjekt der kommunikationsgeschichtlichen Forschung in der zeitbezogenen sozialen Kommunikation sahen (Wagner, 2017, S. 274-275).

Wenn diese frühen kommunikationsgeschichtlichen Werke im ‚Mainstream‘ des Faches überhaupt erwähnt werden würden, kritisiert Wagner, dann würden sie drastisch verkürzt und nicht ihrer wissenschaftlichen Leistung entsprechend dargestellt werden. Nach Wagners Argumentation könnten jedoch genau jene Ansätze die Richtung zu einer Kommunikationsgeschichte weisen, die mehr als die Summe einzelner Mediengeschichten ist (Wagner, 2017, S. 276).

Auf die Auswirkungen der Machtergreifung der Nationalsozialisten auf die Kommunikationswissenschaft wurde bereits schon in Kapitel 2.1.1 eingegangen, was an dieser Stelle nicht wiederholt werden soll.¹

Darauf, wie der Re-Transfer sozialwissenschaftlicher Theorien nach dem Ende des zweiten Weltkriegs und der folgende Generationenwechsel in den 1960er Jahren an den deutschsprachigen Universitäten auf die Kommunikationswissenschaft und folglich auch auf die Kommunikationswissenschaft eingewirkt hat, soll im nächsten Kapitel eingegangen werden (Averbeck, 2001, S. 15; Pürer, 2014, S. 42).

Aus heutiger Sicht lässt sich feststellen, welche Merkmale der Kommunikationsgeschichte vom Historismus dauerhaft geblieben sind: Auf epistemologischer bzw. methodischer Ebene sind die Methoden des Historismus, die Quellenkritik und das historische Verstehen (Hermeneutik), erhalten und weiterhin legitim geblieben (Schönhagen, 1999, S. 327). Wagner geht darauf ein, dass die Geschichtsauffassung des Historismus unseren heutigen Umgang mit der Geschichte

¹ In welchem Verhältnis die kommunikationsgeschichtliche Forschung jener Zeit und die Volksgeschichte zueinander stehen, ist aktuell nicht ersichtlich. Nach ausführlicher Recherche konnte keine passende Literatur dazu gefunden werden. Nach Pürer galt kommunikationshistorische Forschung innerhalb der nationalsozialistischen Zeitungs- und Publizistikwissenschaft als unverdächtig, selbst wenn die Arbeit nicht direkt von nationalsozialistischer Ideologie geprägt war (2014, S. 40). Dies lässt die Spekulation zu, die Kommunikationsgeschichte könnte weiterhin mit dem klassischen Historismus gearbeitet haben. Im Rahmen dieser Arbeit lässt sich dazu jedoch keine Aussage treffen.

immer noch beeinflusst (Wagner, 2017, S. 255). Es kann also für die weitere Analyse vermerkt werden, dass der Historismus durch eine nachfolgende Metatheorie vielleicht in seiner Monopolstellung abgelöst worden sein mag und seinen Zenit überschritten hat, aber nie einen kompletten Relevanzverlust erfahren hat. Wie die Analyse der historischen Entwicklung gezeigt hat, ist der Historismus aus der Geschichte der Kommunikationswissenschaft nicht wegzudenken. Die ontologische Annahme der Geschichte als fortschreitender Prozess konnte erst für das theoretische Grundgerüst sorgen, das eine Entwicklungsperspektive für Kommunikation und Medien zulässt. Denkt man an das heute in der Kommunikationswissenschaft relevante Phänomen des Medienwandels, wirkt es selbstverständlich, dass Medien und Kommunikation wie alles andere einem historischen Prozess oder Wandel unterworfen ist. Diese Selbstverständlichkeit darf einem jedoch nicht den Blick vernebeln, sodass man die ursprüngliche intellektuelle Leistung nicht mehr gerecht würdigen kann.

3.2 Sozialgeschichte

3.2.1 Historischer Überblick

Um den Entwicklungskontext der Sozialgeschichte verstehen zu können, muss nochmals bis ins 19. Jahrhundert zur Krise des Historismus ausgeholt werden.

In den 1890er Jahren sorgte der Historiker Karl Lamprecht für eine hitzige Debatte in der Geschichtswissenschaft. Lamprecht stellte sich gegen die ideelle Auffassung von Geschichte, stattdessen war er von einer materialistischen, ökonomiefokussierten Sichtweise zugetan (Jefferies, 2008, S. 10; Warland, 2011, S. 436). In etwa zeitgleich mit der Geschichtswissenschaft hatte sich im Rahmen der Staatswissenschaften auch die Nationalökonomie herausgebildet (Kusch, 2025, S. 8). Der Nationalökonom und Historiker Gustav Schmoller prägte diese in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit wirtschaftsgeschichtlichen Fragestellungen. Mit diesem ökonomischen Fokus wurde auch eine Brücke zur sozialen Frage geschlagen (Jefferies, 2008, S. 10). Lamprecht wiederum stand Schmollers Denken nahe und entwickelte davon beeinflusst einen eigenständigen Ansatz (Warland, 2011, S. 435-436). Lamprecht war Professor in Leipzig und setzte sich für die Öffnung der Geschichtswissenschaft gegenüber einer ökonomischen und sozialen bzw. soziologischen Perspektive, sowie gegenüber neuer Methodik in Form von quantitativen, statistischen Analysen ein (Iggers, 1981, S. 226; Warland, 2011, S. 427). Ebenso unterstützte er den internationalen Austausch von Historikern in Form von Konferenzen und Zusammenarbeit an Fachzeitschriften (Warland, 2011, S. 432). Sein Konzept der „Kulturgeschichte“ sollte politische, ökonomische, soziale, religiöse und künstlerische Strukturen umfassen (Warland, 2011, S. 427). Der Kern seines Konzepts bestand nach Warland aus zwei Komponenten: der Annahme einer zunehmenden Rationalität im Laufe der Geschichte sowie der Annahme, dass sogenannte Zustände, beschrieben als psychologische Formen des sozialen Lebens, im Fokus historischer Forschung stehen sollten (Warland, 2011, S. 437). Dabei war er sowohl an der Erforschung individual- als auch sozial-psychologischer Kräfte interessiert (Kusch, 2025, S. 10).

Den Historismus in Tradition von Ranke kritisierte er für seine ablehnende Haltung gegenüber Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte, es brauche Generalisierungen in der Wissenschaft. Eine Geschichtskonstruktion anhand von Quellen, aber ohne explizite Fragen an das Material und ohne Hypothesen entspräche nicht dem wissenschaftlichen Anspruch (Iggers, 1981, S. 225; Kusch, 2025, S. 10; Schorn-Schütte, 2014, S.164). Lamprecht wurde nahe der in Westeuropa aufblühenden philosophischen Strömung des Positivismus eingeordnet, so vertrat er die

Ansicht, die Naturwissenschaften mit ihrer Erkenntnistheorie könnten ein Vorbild für Geisteswissenschaften wie die Geschichtswissenschaft sein (Korte & Ernst, 2011, S. 16; Kusch, 2025, S. 10; Schorn-Schütte, 2014, S. 161). Außerhalb des deutschsprachigen Raumes genoss Lamprecht die hohe Anerkennung seiner Kollegen (Schorn-Schütte, 2014, S. 151). Allgemein hatte sich in der westeuropäischen Geschichtswissenschaft etwas geändert, so schreibt Iggers: „The hold of the Rankean approach was broken now, at least outside of Germany.“ (Iggers, 1981, S. 226) Als sich wenige Jahrzehnte zuvor noch französische, britische und US-amerikanische Historiker an den deutschen Historismus gewandt hatten, um von neuen Techniken der Forschung zu lernen, hatten sie den ideologischen Überbau, in dem diese entwickelt wurden, nicht übernommen. Der neue positivistische Ansatz, der Soziologie nach Comte nahe, schien besser für die Herausforderungen und Fragen einer industrialisierten Gesellschaft geeignet zu sein (Iggers, 1981, S. 225-226; Henecka, 2025, S. 42).

Von seinen deutschsprachigen Kollegen wurde Lamprecht ausgegrenzt und in Debatten umfassend inhaltlich und persönlich kritisiert, nicht nur spezifische Theorien wurden aufgegriffen, sozialgeschichtliche Forschung an sich wurde abgelehnt (Iggers, 1981, S. 226). Georg von Below, einer der erbittertesten Kritiker Lamprechts, widersprach beispielsweise bezüglich der Annahme von empirisch feststellbaren historischen Gesetzmäßigkeiten. Es gäbe keine oder man könne sie nicht feststellen, nur Tendenzen könne man aufzeigen (Kusch, 2025, S. 10).

Die inhaltliche Argumentation des Streits außen vor gelassen, hatten die Historisten Gründe weit weltlicherer Natur, um die aufkeimende Sozialgeschichte zu unterdrücken. Die Historiker des Historismus waren schließlich eng mit dem deutschen Kaiserreich verbunden, sowohl in seiner Entstehung als auch ganz praktisch gesehen was ihr Ansehen und ihren Einfluss betraf. Dies zeigte sich ideologisch in der Bereitschaft, die „preußische Ordnung“ gegen die steigenden Forderungen nach Demokratisierung zu verteidigen (Iggers, 1981, S. 226). So kontrollierten die Professoren an den Universitäten strikt die Vergabe von Posten, Außenseiter mit abweichender Einstellung wissenschaftlicher oder politischer Natur hatten geringe Chancen. Um die Jahrhundertwende wurden beispielsweise alle Sozialdemokraten rechtlich daran gehindert, einen Posten an einer Universität einzunehmen (Iggers, 1981, S. 229). Frühen Soziologen wie Georg Simmel versuchte man Steine in den Weg ihrer Karriere zu legen (Kusch, 2025, S. 11). Die Soziologie, die sich in Deutschland entwickelte, tat dies unter ganz anderen Voraussetzungen als in Westeuropa. Sie wurde insofern zugelassen, wo sie sozialistische und

marxistische Geschichts- und Wirtschaftstheorie erfolgreich argumentativ bekämpfte, etwa bei Max Weber und seiner Konzeption der protestantischen Ethik (Kusch, 2025, S. 14).

Nach dem ersten Weltkrieg und dem damit verbundenen Kollaps des deutschen Kaiserreichs soll selbst die sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Arbeit Schmollers und seines Umfelds zum Erliegen gekommen sein. Nach Iggers isolierte sich die deutschsprachige Geschichtswissenschaft zunehmend von der internationalen Forschung und ihren Entwicklungen (1981, S. 230).

Die Geschichtswissenschaft im Westdeutschland der 1950er Jahre blieb konservativ. Im Rahmen der Denazifizierung blieb der Großteil der Historiker weiterhin angestellt. Auch die Rückkehr jener, die vor dem nationalsozialistischen Regime ins Ausland geflohen waren, gestaltete sich als zaghaft und gering, nach Jefferies kehrten von 134 Exilant:innen nur 21 Personen dauerhaft zurück nach Deutschland. So änderte sich zu Beginn nicht viel: Narrative Geschichtswissenschaft mit politischem Schwerpunkt war das Primat und man beäugte analytische, quantitative Verfahren weiterhin argwöhnisch. Eine Ausnahme der Regel stellten der Historiker Werner Conze in Heidelberg, der einen strukturbasierten Zugang zur Sozialgeschichte anwendete, und Theodor Schieder in Köln dar. Conze gründete etwa auch 1957 den Arbeitskreis für Moderne Sozialgeschichte, dem einige später wichtige Sozialhistoriker:innen beiwohnten und in ein Lehrer-Schüler-Verhältnis zu Conze traten. Gerade ihre Werke und ihre Schüler:innen wurden von den bereits im vorigen Kapitel angesprochenen Enthüllungen der fachgeschichtlichen Forschung der 1990er Jahre besonders hart getroffen. Es stellte sich heraus, dass Conze und Schieder diesen Zugang schon während der NS-Zeit in der Volksgeschichte angewendet hatten, unter anderem im Kontext der sogenannten „Entjudung“ Polens, der gewaltvollen Entrechtung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung (Hitzer & Welskopp, 2010, S. 15; Jefferies, 2008, S. 15-17; Wehler, 2010, S. 433).

Die Nachwirkungen des zweiten Weltkriegs zogen jedoch tiefgreifende Veränderungen sowohl der Gesellschaftsstruktur als auch der innen- und außenpolitischen Lage Deutschlands mit sich. International hatte sich das Machtverhältnis geändert und expansionistische Allüren seitens deutscher Historiker mussten sich in Rauch auflösen (Iggers, 1981, S. 231). Vor dem Hintergrund der Studentenrevolte der 1960er Jahre bildete sich nun ein neuer Konsens unter den jungen Historiker:innen einer neuen Generation: Sozialwissenschaftlich-analytisch sollte Geschichte betrieben werden. Die metaphysischen Elemente des Historismus, seine Ideen und Werte, sollten verworfen werden (Jefferies, 2008, S. 26). Die Gründe für diese

„sozialwissenschaftliche Wende“ der Geschichtswissenschaft sind vielzählig, auf eine Auswahl soll folgend eingegangen werden:

Westdeutsche Historiker:innen änderten ihre Auffassung, welche Rolle, Aufgabe und Funktion ein:e Historiker:in in der Gesellschaft haben sollte. Ziel sollte es nun sein, Bürger:innen historisch, und damit auch politisch, zu bilden um ihnen die Beteiligung an der westdeutschen Demokratie zu ermöglichen. Zudem zeigte man wieder Offenheit für wissenschaftliche Ansätze aus dem Ausland, was Jefferies auch darauf zurückführt, dass nach dem Ende des zweiten Weltkriegs vermehrt englischsprachige Bücher auf Deutsch übersetzt wurden. Auch gegenüber früheren (sozialhistorischen) Ansätzen wurden die Historiker:innen der 1960er Jahre empfänglich. Als weiteren Punkt nennt Jefferies, dass die Anzahl junger Akademiker:innen zu dieser Zeit rasant anstieg, die empfänglicher für neue Ansätze waren als ältere konservative Professoren (2008, S. 28). Jordan wiederum eröffnet einen weiteren Aspekt: Nicht nur die deutsche Geschichtswissenschaft hatte nach dem Ende des Nationalsozialismus das Bedürfnis, sich von den begangenen Sünden reinzuwaschen oder sie zumindest fürs Erste unter den Teppich zu kehren. Diese „sozialwissenschaftliche Wende“ wurde von jungen Historiker:innen – die bei und von den früheren Volkshistorikern gelernt hatten, die in der Denazifizierung „verschont“ geblieben waren – getragen. Stattdessen begehrten sie gegen die konservative Orthodoxie des Historismus auf und setzten mit durchaus revolutionärem Anspruch eine von Marx und Weber inspirierte, von der französischen Schule der Annales beeinflusste Sozialgeschichte durch. Das Resultat dessen war auch, dass der ideologische Ballast volksgeschichtlicher Ansätze und Methoden durch ein sozialgeschichtliches Framing überdeckt werden konnte (Jordan, 2021, S. 101-103; Wehler, 2010, S. 434).

Die neue sozialgeschichtliche Bewegung wurde auch als Bielefelder Schule bezeichnet, getragen von Namen wie Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka, da sich die jungen sozialgeschichtlichen Akademiker:innen an der Universität Bielefeld versammelten (Hitzer & Welskopp, 2010, S. 14; Jefferies, 2008, S. 29). Sie profilierten sich in harter Abgrenzung zum Historismus, so schreibt Blaschke (2025, S. 81), der Historismus wäre „Feindbild par excellence“ gewesen. Darüber, ob dem tatsächlich so war, kann gestritten werden, aber die Bielefelder Schule betrachtete sich als einen Paradigmenwechsel im Kuhn’schen Sinn (Hitzer & Welskopp, 2010, S. 23). Die neue Herangehensweise an die Geschichtswissenschaft wurde in wissenschaftlichen Streit-Debatten profiliert und gegen Angriffe der konservativen historischen Schule verteidigt (Hitzer & Welskopp, 2010, S. 25). Die Kritik der jungen Sozialhistoriker:innen gegen ihre wissenschaftlichen Väter und Großväter sei im Folgenden

zusammengefasst: Der Fokus auf das Individuum würde keine Generalisierungen erlauben. Die Ablehnung jeglicher Erkenntnis von Gesetzen, von quantitativen Methoden und die Bevorzugung politischer anstatt sozialer Perspektiven auf die Geschichte sei veraltet (Blaschke, 2025, S. 81). Es handle sich um eine subjektivistische, nur vom Verstehen bestimmte Status-quo-Ideologie. Zudem wurde dem Historismus vorgeworfen, dem Nationalsozialismus ideologisch den Weg geebnet zu haben (Blaschke, 2025, S. 88). Umgekehrt wurde ebenso hart zurückgeschossen. Soziale Fragen wurden traditionell von vornherein mit dem linken politischen Spektrum verbunden, wodurch sich der ein oder andere Kommunismus-Vorwurf durch die konservativen Akademiker:innen erklärt. Verstärkt wurde der ‚linke Verdacht‘, da die jungen Sozialhistoriker:innen normative Ansprüche stellten, die sich in einer emanzipatorisch- (gesellschafts-)kritischen Perspektive und einem Demokratisierungsgedanken ausdrückten (Blaschke, 2025, S. 90).

Bis in die 1970er Jahre hatte sich die Sozialgeschichte ihren Platz in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft erkämpft. Sie öffnete sich gegenüber einem breiten Spektrum an Theorien und Methoden, hauptsächlich aus der Soziologie, Politikwissenschaft und der Ökonomie. Intellektuelle Anstöße fanden sie bei Max Weber, Karl Marx, Jürgen Habermas und der Frankfurter Schule (Jefferies, 2008, S. 29; Wehler, 2010, S. 434). Die Methode des hermeneutischen Verstehens wollten sie durch die Einbeziehung sozialwissenschaftlicher Theorien erweitern, deren Erklärungskraft sie höher einschätzten (Hitzer & Welskopp, 2010, S. 20; Wehler, 2010, S. 435). Die Theorieorientierung war deliberativ, so beziehen sich Hitzer und Welskopp etwa auf den Umgang der Sozialgeschichte mit dem Strukturbegriff „...“, der letztlich als theoretisch gehaltvolles, ideologiekritisches Antidot zur vermeintlich irrationalen – oder gewollt apologetischen – ‚Einfühlung‘ in die Taten und Gedanken ‚großer‘ menschlicher Akteure in der Hermeneutik des ‚Historismus‘ verordnet wurde.“ (Hitzer & Welskopp, 2010, S. 20)

Hitzer und Welskopp gehen auf einen weiteren Aspekt der Theorieorientierung ein, der Wirkung nach außen. Man wollte sich damit dem internationalen, disziplinübergreifenden Trend anschließen und der Geschichte damit quasi ein zeitgemäßes und angepasstes wissenschaftliches Niveau der ‚Rationalität‘ geben (Hitzer & Welskopp, 2010, S. 21). Blaschke (2025, S. 273) sieht das ähnlich, man hätte natürlich wissenschaftsintern auf eine innerwissenschaftliche Verbesserung durch Erkenntnisfortschritt gehofft, es ging jedoch ebenso um das Mithalten des Faches im internationalen Vergleich und eine allgemeine Steigerung der Relevanz. Unterstützt wurde diese Neuorientierung durch die günstige „Großwetterlage“, also

dem wirtschaftlichen Aufschwung, der mit dem im Rahmen der Containment-Politik finanziell von den USA geförderten Wiederaufbau einsetzte, und politischen Reformen in den 1960er und 1970er Jahren (Wehler, 2010, S. 435).

Jürgen Kocka reflektiert 1986 die turbulenten 1970er Jahre, in denen in Debatten alle wichtigen Parameter des Faches ausverhandelt wurden. Der Diskurs soll so hitzig gewesen sein, dass er mit dem Lamprecht-Streit des späten 19. Jahrhunderts verglichen wurde (Kocka, 1986, S. 3). Im Grunde ging es um vier Streitpunkte. Erstens ging es um die Gewichtung der Politikgeschichte, also der Historismus-Tradition, und der Sozialgeschichte als Teildisziplinen der Disziplin Geschichtswissenschaft. Zweitens ging es um die Gewichtung sozialgeschichtlicher und historistischer Ansätze im Fach, die sich ebenso auf die Gewichtung von Methoden auswirkt. Kocka schließt hier an den Positivismusstreit der 1960er Jahre an, in dem ebenfalls über den Vorzug analytischer, oft quantitativer, und hermeneutischer Verfahren debattiert wurde. Zu diesem Punkt zählt noch die Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Geschichtswissenschaft generell. Drittens wurde die Frage gestellt, ob die sozialgeschichtliche Herangehensweise dem Historismus nicht prinzipiell überlegen wäre, was den erzielbaren Erkenntnisfortschritt und die wissenschaftliche Legitimität betrifft. Viertens wurde versucht, die Geschichtswissenschaft im Feld zwischen den Geistes- und den Sozialwissenschaften zu verorten (Kocka, 1986, S. 48-49).

Folgend sollen ein Diskurs beleuchtet werden, der ebenfalls erheblichen Einfluss auf die Sozialgeschichte als primäre Perspektive der Geschichtswissenschaft hatte:

1. „In den letzten zwei Jahrzehnten der Blütezeit der europäischen Sozialgeschichte war der Rhein eine schärfere Grenze als der Ärmelkanal oder gar der Atlantik.“ (Kaelble, 1987, S. 77), so beschreibt Kaelble die Beziehung der französischen Schule der Annales gegenüber der deutschen Sozialgeschichte. Sozialwissenschaftlich inspirierte historische Arbeiten findet man in Frankreich seit Beginn des 20. Jahrhunderts. 1929 gründeten die Sozialhistoriker Marc Bloch und Lucien Febvre die Zeitschrift „Annales d’histoire économique et sociale“, die als Basis der Entwicklung, der Verbreitung und letztendlich des Erfolgs der französischen Sozialgeschichte gilt (Baberowski, 2014, S. 145; Schöttler, 2015, S. 6). Die Schule der Annales institutionalisierte sich seitdem stetig, die neuen sozialgeschichtlichen Ansätze waren selbst im zweiten Weltkrieg unter nationalsozialistischer Besatzung nicht bedroht, was unter anderem vom Fakt veranschaulicht wird, dass eines der wichtigsten Werke der französischen Sozialgeschichte, Ferdinand Braudels „Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche

Philipps II.“, in deutscher Gefangenschaft geschrieben wurde (Kaelble, 1987, S. 80). In den 1950er und 1960er Jahren verfestigten sich die strukturgeschichtlichen Ansätze, insbesondere unter dem Einfluss des ethnologischen Strukturalismus von Claude Lévi-Strauss. Strukturgeschichte meint die theoretische und methodische Nutzung von Typisierungen und Generalisierungen in der Geschichtswissenschaft (Baberowski, 2014, S. 178-179). Geht man nach Baberowski (2014, S. 141), hat sich die Schule der Annales jedoch nicht aufgrund einem hermetisch abgeriegelten Theorie- und Methodenkanon gebildet, sondern aufgrund ihrer Perspektive auf die Geschichtswissenschaft: Geschichtswissenschaft als historische Sozialwissenschaft. Kern der französischen Perspektive war eine interdisziplinäre Herangehensweise, das Betrachten langfristiger Strukturen im historischen Prozess und der Vergleich als Methode (Jordan, 2021, S. 100). Erwähnenswert scheint an dieser Stelle das damit verbundene Konzept der „histoire totale“, die totale Geschichte. Hierbei wird der Gegenstand historischen Interesses entgrenzt (Schöttler, 2015, S. 13). Jeder Aspekt einer historischen Fragestellung, egal ob die Gesellschaft, die Politik, die Wirtschaft, die Kultur etc. betreffend, kann in gemeinsamer Synthese zum Erkenntnisgewinn führen. Dies könnte man als eine Art von Universalgeschichte interpretieren.

Wie genau nun aber der gegenseitige Einfluss der deutschen und der französischen Tradition der Sozialgeschichte gestaltet war, ist umstritten. Zum einen wäre da der Streitpunkt, der denn nun die Pionier-Rolle trägt, die oft von der französischen Sozialgeschichte beansprucht wird. Denn rund 25 Jahre vor der Gründung der Zeitschrift Annales wurde im deutschsprachigen Raum bereits die erste sozialgeschichtliche Zeitschrift weltweit, die „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ ins Leben gerufen. Gegründet wurde sie von zwei österreichischen sozialistischen Historikern, denen, vom Verleger angeraten, Georg von Below als „intellektuelles Gegengewicht“ zur Seite gestellt wurde. Below war ein konservativer Nationalist und galt im Feld der Wirtschaftsgeschichte als renommiert. Zudem, wie im vorherigen Kapitel angesprochen, zählte er zu den schärfsten Gegnern Lamprechts im Methodenstreit der späten 1890er Jahre. Below schützte die Zeitschrift durch seine Präsenz vor dem Ruf sozialistisch oder gar marxistisch zu sein, wodurch sie an internationalem Einfluss gewinnen konnte, so auch in Frankreich (Schöttler, 2015, S. 12 & 95-96). Auch das Konzept der „histoire totale“ soll in ähnlicher Form schon zuvor in der deutschen Landesgeschichte, die in Nähe der Volksgeschichte einzuordnen ist, aufgekommen sein. Dass in der Schule der Annales deutschsprachige historische Literatur wahrgenommen und verwertet wurde, etwa auch Max Weber, ist belegt. So gibt es also Anzeichen, es könnte sich bei den Neuerungen durch

die Annales um exportierte deutsche „Innovationen“ handeln, die erst in den 1960er und 1970er Jahren wieder re-importiert wurden (Schöttler, 2015, S. 13-16).

Zum anderen sei die Schule der Annales in Deutschland auch nach dem zweiten Weltkrieg erst kaum wahrgenommen worden und ab dem Aufblühen der deutschen Sozialgeschichte nicht einflussreich gewesen (Kaelble, 1987, S. 77; Schöttler, 2015, S. 29). Ersteres muss vielleicht direkt anders formuliert werden, denn wahrgenommen wurde die Schule der Annales in der konservativen deutschen Geschichtswissenschaft der 1950er Jahre schon, nur wurde sie vehement abgelehnt und abgewertet. Schöttler fasst das Problem präzise zusammen:

„Kurzum, mit ihrem sozialgeschichtlichen Ansatz, ihrer Unbefangenheit gegenüber dem Erbe des Marxismus (und anderer sozialwissenschaftlicher Theorien) sowie ihrem dezidierten Antifaschismus (...) berührten die Annales gleichsam den »wunden Punkt« – das schlechte Gewissen, aber auch die narzisstische Narbe – der deutschen Nachkriegshistorie und provozierte damit eine heftige Überreaktion.“ (Schöttler, 2015, S. 44)

Zweiteres wird darauf zurückgeführt, dass es offensichtliche Unterschiede in der Herangehensweise deutscher und französischer Historiker:innen an die Sozialgeschichte gab. Aufgrund der unterschiedlichen nationalen Geschichte beider Länder, und folglich unterschiedlichen einschneidenden historischen Ereignissen, lag der Fokus der historischen Forschung in unterschiedlichen Epochen. Auch war die Politik in der deutschen Sozialgeschichte viel öfter Ausgangspunkt historischer Untersuchungen, als dies in Frankreich der Fall war, was auf die starke politikgeschichtliche Tradition im deutschsprachigen Raum zurückzuführen ist. In Frankreich entwickelten sich vielmehr Ansätze einer Mikrogeschichte und Alltagsgeschichte, in dem es viel mehr um das Private gehen konnte, wenn etwa der Tagesablauf ganz gewöhnlicher Menschen erforscht wurde. Die Schule der Annales war mehr an Strukturen interessiert, die sich über lange Zeiträume, die *longue durée*, streckten, während deutschsprachige Sozialhistoriker:innen immer mehr am Wandel von Strukturen interessiert war (Jordan, 2021, S. 157-158; Kaelble, 1987, S. 77-79). Zudem äußerte die deutsche Sozialgeschichte deutlich höhere Ansprüche bezüglich der Theorieorientierung der Forschung, auch wenn die Theorieorientierung wohl öfter im Diskurs gefordert als tatsächlich praktisch umgesetzt wurde (Kaelble, 1987, S. 80). Im Laufe der 1970er und frühen 1980er Jahre hätten sich die beiden Traditionen jedoch eigentlich aneinander angeglichen, was durchaus für einen gegenseitigen Einfluss sprechen könnte (Kaelble, 1987, S. 82-88). Nach Schöttler spricht auch für einen Einfluss der Annales auf die deutsche Sozialgeschichte, dass ab den 1970er Jahren vermehrt französische historische Literatur auf Deutsch übersetzt wurde und seitdem das

„Annales-Vokabular“, beispielsweise die *longue durée* oder das Konzept der Mentalitäten, Einzug in Deutschland gefunden hätte (2015, S. 30). Die Schule der Annales sei rezipiert worden, um nicht wieder von der internationalen Fachdiskussion abgeschnitten zu agieren (Schöttler, 2015, S. 34).

Der Einfluss der Annales sollte ab den späten 1970er bis frühen 1980er Jahren zu einer neuen Kontroverse in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft führen, denn zu diesem Zeitpunkt wurde die Sozialgeschichte der Bielefelder Schule schon als „Neue Orthodoxie“ bezeichnet und in Frage gestellt (Jefferies, 2008, S.29; Kaelble, 1987, S. 81). Viele Historiker:innen arbeiteten zudem weiterhin in der Tradition des Historismus, welcher sein Primat zwar verloren hatte, nicht aber die Legitimität seiner Methoden (Fulda & Jaeger, 2011, S. 335; Iggers, 1981, S. 232).

3.2.2 Merkmale

Wie schon in Kapitel 3.1.2 für den Historismus durchgeführt, werden nun die Kernkonzepte der Sozialgeschichte wiederholt und reflektiert.

Die deutsche Sozialgeschichte hat ihren Ursprung zwar genuin im deutschsprachigen Raum, aber sie hat den traditionell deutschen Weg der Grenzziehung zum westeuropäischen Denken verlassen und sich international für intellektuellen Einfluss und Austausch geöffnet (Jordan, 2021, S. 107). Wenn über die Sozialgeschichte gesprochen wird, stehen verschiedene Begriffe im Raum, teils abhängig von der Periode historischer Forschung, über die gesprochen wird, teils wohl auch abhängig von der persönlichen Präferenz der Autor:innen. Spricht man über die gesamte Perspektive, findet man meist den Begriff Sozialgeschichte, wie er hier in dieser Arbeit verwendet wird. Die Strukturgeschichte bezeichnet die frühe Form der Sozialgeschichte, wie sie noch unter Conze und ähnlichen Vertreter:innen praktiziert wurde und legt den sprachlichen Fokus auf das Struktur-Konzept (Jordan, 2021, S. 108). Darauf folgt die Bielefelder Schule, die in etwa gleichzusetzen ist mit dem, was man unter der ‚klassischen‘ Sozialgeschichte oder Gesellschaftsgeschichte verstehen kann, wobei der sprachliche Fokus diesmal auf der Gesellschaft und dem Sozialen liegt. Die Strömung kann ebenfalls als Historische Sozialwissenschaft bezeichnet werden, der Begriff rückt die Sozialgeschichte also in die direkte Nähe der Sozialwissenschaften (Jordan, 2021, S. 111-112). Wobei Kocka das Verhältnis zu den Sozialwissenschaften als „möglichst enge Kooperation selbstständiger Disziplinen“ (1986, S. 5) präzisiert. Sozialgeschichte ist dabei immer mehr als eine Teildisziplin, sie wird als

universales Theoriekonzept verstanden, als Zugang zur Geschichte überhaupt (Jordan, 2021, S. 108).

Die Ontologie der Sozialgeschichte kann mit folgenden Gedanken beschrieben werden:

Der Begriff ‚Kollektiv‘ kann die ontologische Wahrnehmung der Sozialgeschichte wohl recht gut zusammenfassen. Die ideell geprägte Welt des Historismus wurde verlassen, um sich dem Materialismus zuzuwenden. Dies bedeutet die Relevanz materieller Bedingungen, insbesondere sozialer und wirtschaftlicher Natur für die Entwicklung historischer Verhältnisse (Schöttler, 2015, S. 37). Jordan (2021, S. 115) fasst diese gedankliche Wende so zusammen, „..., dass es nicht das Denken der Menschen ist, das ihre Lebenswelt bestimmt, sondern dass die soziale Realität das Denken der Menschen formt.“

Gleichzeitig geht damit eine Abkehr vom Individuum einher, beziehungsweise geht das Individuum in sozialen Kollektiven, den Handlungsträgern, auf. Als Beispiel für solche kollektiven Handlungsträger können soziale Klassen genannt werden (Jordan, 2021, S. 116).

Generalisierung und Typologisierung sind nun ausdrücklich erlaubt, dies drückt sich insbesondere durch den Strukturbegriff aus. Strukturen gelten dabei als langfristige Phänomene, deren eigenständige gesellschaftliche Existenz unabhängig vom Individuum besteht und die die Lebenswelt der Menschen prägen (Hitzer & Welskopp, 2010, S. 20; Jordan, 2021, S. 103; Kaelble, 1987, S. 81). Die Gesellschaft und ihre Strukturen treiben den Verlauf der Geschichte an, nicht die Nation oder der Staat in Form einer politischen Elite (Jordan, 2021, S. 108). Das hat wiederum zur Folge, dass es zu einer bewussten Priorisierung der Innenpolitik kommt, ein berühmtes Beispiel wäre die Erforschung der Arbeiterbewegung, anstatt der zuvor fokussierten Außenpolitik (Jordan, 2021, S. 119).

„Ereignisse und Personen wiederholen sich nie, sie sind und bleiben einmalig. Wohl aber wiederholen sich die Voraussetzungen und Bedingungen, unter denen Personen leben und handeln und unter deren Vorgaben die Geschehnisse sich abwickeln.“ (Koselleck, 1999)

So beschreibt der Reinhart Koselleck das Geschichtsverständnis, das mit dem Erfolg der Sozialgeschichte Einzug in die Geschichtswissenschaft genommen hat.

Die Konzeption des Fortschritts wandelte sich in der Sozialgeschichte zur Modernisierungstheorie. Jordan beschreibt diese als „eine sich steigernde Entwicklung ‚der Moderne‘.“ (2021, S. 155) Zu dieser Entwicklung zählen demnach nicht nur der Grad der Industrialisierung, sondern etwa auch Konzeptionen wie die Demokratisierung und

Bürokratisierung (Jordan, 2021, S. 155). Die Modernisierungsthese ist inhärent normativ, wenn man ihren historischen Kontext bedenkt. Im Rahmen der Entkolonialisierung folgte man der Annahme, die „Dritte Welt“ müsse bezüglich ihrer Modernisierung „aufholen“ (Jordan, 2021, S. 205).

Diese ontologischen Annahmen über die Geschichte wirken auch auf die erkenntnistheoretische Dimension ein:

Hermann Lübbe argumentiert, dass man aus den sich wiederholenden Grundmustern und Strukturen hypothetisch, mit wissenschaftlicher Vorsicht und unter Einbindung tragfähiger sozialwissenschaftlicher Theorien, (prognostische) Analogieschlüsse ziehen kann (Lübbe, 1977, S. 274). Es sind also Generalisierungen und Typologisierungen vorzunehmen, denen anschließend durch die sozialwissenschaftliche Theorieorientierung ein Rahmen gegeben wird (Kaelble, 1987, S. 81). Zudem kann Geschichte durch die ontologische Neuorientierung nun in den verschiedensten Wirklichkeitsbereichen betrachtet werden (Jordan, 2021, S. 115). Sozialwissenschaftliche Methoden, insbesondere quantifizierende und vergleichende Methoden, finden dadurch eine sinnvolle Anwendungsmöglichkeit (Jordan, 2021, S. 106-107). Es entsteht also ein Pluralismus an Forschungsperspektiven, Theorien und Methoden.

Bezüglich der Schwachstellen der Sozialgeschichte der 1960er und 1970er Jahre reflektiert Hans-Ulrich Wehler, sie hätte individuelle Handlungsspielräume zu wenig beachtet (2010, S. 270). Dies schließt alle Aspekte ein, die die menschliche Wahrnehmung und Deutung der Welt betreffen, daher auch Traditionen, Religionen, Weltbilder und ähnliche kulturelle Faktoren (Wehler, 2010, S. 436).

Zudem kann festgestellt werden, dass die Sozialgeschichte eng mit dem Glauben an die liberale (Sozial-)Demokratie verbunden ist, was als Emanzipationsversuch von der autoritären Vergangenheit Deutschlands und Österreichs gewertet werden kann (Jefferies, 2008, S. 28). Jordan (2021, S. 155) würde die damaligen Sozialhistoriker:innen grob generalisiert dem „altlinken“ sozialdemokratischen Parteienspektrum zuordnen, was sich in Forschungsschwerpunkten wie der Arbeiterbewegung und Klassenfragen ausdrückte.

3.2.3 Bezug zur Kommunikationsgeschichte

Die Kommunikationswissenschaft hat sich in den 1960er Jahren nicht nur sozialwissenschaftlichen Perspektiven geöffnet, sie hat vielmehr eine radikale Transformation zur Sozialwissenschaft begonnen. Und auch hier sind die Gründe vielzählig:

Da wären die Nachwirkungen des Ende des zweiten Weltkrieges zu nennen. Zum einen kehrte ein Teil jener akademischen Exilant:innen, die vor dem nationalsozialistischen Regime ins Ausland geflohen waren zurück, mit neuen Impulsen im Gepäck. Insbesondere aus den USA, wo die Kommunikationsforschung stets empirisch-positivistischer ausgerichtet war als im deutschsprachigen Raum, wurden neue Anstöße importiert. Die US-Kommunikationsforschung war zudem deutlich praktischer ausgerichtet und zielte in weiten Teilen auf die wirtschaftliche und/oder politische Verwertbarkeit der Forschung ab (Averbeck, 2001, S. 15; Katz & Katz, 2016, S. 8-9; Pürer, 2014, S. 42). Zum anderen war die Zeitungswissenschaft während der Herrschaft des Nationalsozialismus eng in dessen Propagandamaschine eingebunden gewesen. Nach dem Krieg war die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende nach US-amerikanischem Vorbild auch eine Möglichkeit für das nun in Publizistikwissenschaft umbenannte Fach, das vorbelastete Image abzulegen und sich neu auszurichten (Löblich & Venema, 2018, S. 547).

Umbrüche in der Medienlandschaft spielten dabei jedoch auch eine Rolle. Seit den 1950er Jahren hatte das Fernsehen bedeutend an Relevanz gewonnen, was die steigende Mediennutzung vorantrieb. Im Westdeutschland der 1960er Jahre kam es außerdem zu einer hohen Pressekonzentration (Löblich & Venema, 2018, S. 549; Pürer, 2014, S. 43; Wilke, 1990, S. 61). Seitens der Wirtschaft und der Politik wurden wissenschaftliche Antworten zu diesen Phänomenen erwartet, die wiederum wirtschaftlich oder politisch genutzt werden können, so beschreiben Löblich & Venema (2018, S. 550):

„Medienorganisationen, Verbände und Medienpolitiker benötigten Forschungsergebnisse, um politische und unternehmerische Entscheidungen zu planen und zu rechtfertigen. Theoretisierende Medienkritik war dabei nicht gefragt, sondern quantitative Daten, unmittelbar verwertbare sozialwissenschaftliche Erkenntnisse.“

Anfang der 1960er Jahre fand zudem an diversen Universitäten im deutschsprachigen Raum ein Generationenwechsel statt. Die neuen Professor:innen hatten insofern wenige Hemmungen bezüglich einer Neuausrichtung des Faches, da sie oft selbst fachfremd waren. Einige hatten Praxisbezug zum Journalismus und Verlagswesen, andere kamen aus anderen Disziplinen wie der Soziologie. Diese Neuausrichtung setzten sie in Forschung und Lehre um (Löblich, 2010, S. 130; Pürer, 2014, S. 44-45). Löblich argumentiert, der Wandel der Publizistik- und

Kommunikationswissenschaft wäre aufgrund einer ausgedehnten Reihe an außerwissenschaftlichen Faktoren kaum aufhaltbar gewesen, da sie für hohen Anpassungsdruck gesorgt hätten (Löblich, 2010, S. 241). Die Transformation des Faches vollzog sich aufgrund finanzieller Not und Überlastung an den Instituten noch bis in die 1980er Jahre (Löblich, 2010, S. 152). Diese Transformation hatte zur Folge, dass kommunikationsgeschichtliche Themen schrittweise aus dem Lehrangebot verdrängt wurden. Für die Forschung gilt diese Beobachtung nicht, oder zumindest nicht so schwerwiegend, denn man griff sozialwissenschaftliche Konzepte und Methoden auf und arbeitete damit weiter (Pürer, 2014, S. 46; Schmolke, 2015, S. 240).

Die Kommunikationsgeschichte scheint sich ab den 1970er Jahren als Teildisziplin der Kommunikationswissenschaft herauszukristallisieren (Schmolke, 2015, S. 239). In dieser Entwicklung lassen sich zwei entgegengesetzte Tendenzen ausmachen, die im weiteren Verlauf der Analyse noch ausführlicher besprochen werden müssen:

Einerseits ist insbesondere ab der Mitte der 1970er Jahre große Motivation gegenüber der theoretischen und methodischen Weiterentwicklung der Kommunikationsgeschichte zu verzeichnen. Ein Anzeichen dafür ist etwa die Austragung zweier internationaler kommunikationshistorischer Fachkonferenzen zwischen den 1970er und 1980er Jahren. Es ist dabei anzumerken, dass der größere Teil der Beiträge dabei klassisch pressehistorisch orientiert war. Einige Beiträge forderten mehr als eine Anhäufung einzelner Pressegeschichten. So auch Winfried B. Lerg, der 1977 für einen Paradigmenwechsel von der Pressegeschichte zur Kommunikationsgeschichte plädierte. Darunter wird ein Wechsel von isoliert medienhistorischen Forschungsarbeiten zur Kommunikationsgeschichte als konzeptionellem Zugang verstanden (Lerg, 1992, S. 204; Schmolke, 2015, S. 240-241). Damit eng verbunden ist eine Hinwendung zur Struktur- und Sozialgeschichte. Innerhalb des fachlichen Diskurses gab es stark divergierende Positionen, in welchem Verhältnis die Kommunikationsgeschichte zur Theorie stehen sollte. Schmolke kann dabei keine gemeinsamen Regeln für eine ‚korrekte‘ kommunikationsgeschichtliche Arbeitsweise erkennen, wohl aber die gemeinsame Orientierung an der Sozialgeschichte und dem strukturgeschichtlichen Denken. Als häufige Inspiratoren für die Kommunikationsgeschichte nennt er Wehler, Conze und die Schule der Annales (Schmolke, 2015, S. 242-244). Als explizit sozialgeschichtlich auftretende Vertreter der Kommunikationsgeschichte können Kurt Koszyk und Bodo Rollka genannt werden. Koszyk sah die Zukunft der Kommunikationsgeschichte in der „Sozialgeschichte öffentlicher Kommunikation“. Dies sei durch eine Fokusverschiebung der Forschung von den Medien zu

den Rezipient:innen möglich, auch wenn dies durch die Quellenlage erschwert wäre. Rollka wiederum plädierte insbesondere für eine vergleichende sozialgeschichtliche Kommunikationsforschung (Koszyk, 1987, S. 7; Schmolke, 2015, S. 243).

Gleichzeitig beginnt eine Verlustgeschichte für die Teildisziplin. Lerg weist das Argument ab, dass die Stagnation im Fach auf fehlende theoretische Entwicklung zurückzuführen wäre. Stattdessen sieht er einen allgemeinen Relevanzverlust historischer Perspektiven in der Wissenschaft, nicht nur der Kommunikationswissenschaft, dafür verantwortlich. Innerhalb der Kommunikationswissenschaft nennt er individuelle Karriereentscheidungen als bedeutenden Faktor. Es gäbe wirtschaftlich verwertbarere Forschungsfelder als die Kommunikationsgeschichte, die größeren persönlichen Erfolg für die Wissenschaftler:innen versprechen und nachdem sich Studierende an ihren Professor:innen orientieren würden, nahm das historische Interesse auch in den nachfolgenden Generationen ab (Lerg, 1992, S. 204). Die Historiophobie, die Lerg der Kommunikationswissenschaft vorwarf, kann Langenbucher insbesondere für die 1960er Jahre bestätigen (Langenbucher, 1985, S. 12). Schmolke erwähnt, im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Wende hätten die Studienplan-Entwürfe mancher Institute ausgesehen wie der Augsburger Religionsfrieden, so zerworfen war das historisch arbeitende und das empirisch-sozialwissenschaftlich arbeitende Lager (2015, S. 240).

Es ist folglich nur logisch, dass die Etablierung der Sozialgeschichte in der kommunikationshistorischen Forschung ein wenig langsamer vonstattenging als in der Geschichtswissenschaft. Fakt ist, dass sie sich etabliert hat. Der Strukturbegriff ist Kommunikationshistoriker:innen geläufig, denn er lässt sich sinnvoll auf kommunikationswissenschaftliches Vokabular, z.B. Öffentlichkeiten, Kommunikator:innen oder Rezipient:innen, beziehen, wenn damit nicht das einzelne Individuum gemeint ist. Nach Schmolke könne man etwa die Typologisierung von Harry Pross in primäre, sekundäre und tertiäre Medien strukturgeschichtlich lesen (Schmolke, 2015, S. 245).

3.3 Kulturgeschichte und Postmoderne

3.3.1 Historischer Überblick

Schon in der Mitte der 1970er Jahre wurde über die Sozialgeschichte als „neue Orthodoxie“ gesprochen (Jefferies, 2008, S. 29). Mit dieser Kritik begann ein etwa zwanzig Jahre lang andauernder Aushandlungsprozess in der Geschichtswissenschaft. Die Entwicklung begann mit einer Reformbewegung unter den Sozialhistoriker:innen. Die Einflüsse der Schule der Annales hatten bei einigen Historiker:innen Wurzeln geschlagen, man übernahm das Konzept der Mentalitäten, anthropologische Einflüsse aus der Strukturanthropologie von Claude Lévi-Strauss und praktizierte Alltagsgeschichte. Die Differenzen zwischen der klassischen Sozialgeschichte und der Reformbewegung zeichneten sich immer klarer ab: die Sozialgeschichte war aus Überzeugung theorieorientiert und interessiert an den großen Strukturen der Gesellschaft. Die thematischen Schwerpunkte der Forschung lagen bei Klassenfragen und dem Verhältnis von Mensch und Arbeit. Dadurch war sie immer noch stark an Staat und Politik interessiert, es galt das Primat der Innenpolitik. Innerhalb der Reformbewegung vertrat man andere Positionen. Theorien war man tendenziell abgeneigt und es gab eine Re-Fokussierung des Individuums. Anders als im Historismus ging es nun nicht mehr um einflussreiche Persönlichkeiten aus der Elite, sondern um ganz gewöhnliche Menschen (Jordan, 2021, S. 154-157; Kaelble, 1987, S. 81). Nicht nur Alltagshistoriker:innen waren Teil der Reformbewegung. In ihr fanden sich die Perspektiven der Mikrogeschichte, der Historischen Anthropologie, der Oral History, sowie der Frauen- und Geschlechtergeschichte, die aus den USA übernommen wurde und von der zweiten Welle des Feminismus inspiriert war. Jordan spricht bezüglich diesen Strömungen von fließenden Grenzen (Jefferies, 2008, S. 30; Jordan, 2021, S. 154-156).

Zudem weist Jordan darauf hin, dass es sich hier nicht unbedingt um einen akademischen Generationenkonflikt handelte, die Spaltung war vielmehr politischer Natur. Dies wird ersichtlich, wenn man auf den historischen Kontext und die politischen Strömungen der 1970er Jahre blickt. Das Wirtschaftswunder, das nach dem zweiten Weltkrieg eingesetzt hatte, wurde durch zwei Ölkrisen am Anfang und Ende der 1970er Jahre erschüttert. Das Thema Atomkraft war präsent, die Großmächte USA und UdSSR lieferten sich einen Rüstungsmarathon. Damit verbunden stieg das Bewusstsein für die Bedrohung der Umwelt und die Öko-Bewegung entstand. Jordan schildert ein Gefühl der Machtlosigkeit in einer immer komplexer werdenden anonymisierten Welt, in dem der Einzelne im großen Ganzen unterzugehen drohte. Innerhalb der Öko-Bewegung kam es so zu einer Besinnung auf das politische Engagement, das vom

Individuum geleistet werden kann, eine Art proaktiver Ausflucht aus der Machtlosigkeit. Einige Historiker:innen der Reformbewegung teilten diese Perspektive und wurden von ihren Kolleg:innen wohl teils liebevoll, teils abschätzig als „Barfußhistoriker“ bezeichnet. Die Differenz basiert also auf politischem Hintergrund und kann als die Abspaltung der grünen Bewegung von der sozialdemokratisch bis sozialistisch eingestellten „Altlinken“ interpretiert werden (Jordan, 2021, S. 154-155).

Aus dieser Herangehensweise hatte sich, im Gegensatz zum Historismus und der klassischen Struktur- bzw. Gesellschaftsgeschichte, eine „bottom-up“-Perspektive entwickelt. Sie stellte, wie die Struktur- und Sozialgeschichte davor, nicht den Großteil der publizierten historischen Forschung, zeigte aber hohe Präsenz in Fachdebatten zur Theorie und Methodik und prägte das Fach über die Zeit (Jordan, 2021, S. 177). Die Themen, die die Sozialgeschichte zuvor vernachlässigt hatte wie die Kultur, Religion, konkrete Lebenssituationen und menschliches Handeln wurden so ab den 1980er Jahren zum neuen Schwerpunkt historischer Untersuchungen (Jordan, 2021, S. 158). Bis Mitte der 1990er Jahre hatte sich aus der Reformbewegung eine Alternativposition zur klassischen Sozialgeschichte entwickelt, die als Neue Kulturgeschichte bezeichnet wird. Ihr Verhältnis zur Sozialgeschichte ist schwer zu bestimmen. Einerseits kann sie als dritte Phase der deutschsprachigen Sozialgeschichte verstanden werden, andererseits nahm sie nicht nur eine Reform- sondern auch eine deutliche Gegnerposition gegenüber ihr ein (Blaschke, 2025, S. 11; Jordan, 2021, S. 177-179). Blaschke nennt transnationale wissenschaftliche Verflechtungen, die als „Hebammen“ gegenüber den neueren, kulturbezogenen Perspektiven gewirkt haben sollen. Insbesondere Einflüsse aus den USA sollen eine Entspannungspolitik der Sozialgeschichte gegenüber der Kulturgeschichte begünstigt haben. Blaschke beschreibt ein sich stetig wiederholendes Muster anfänglicher Kritik und Ausgrenzung von Außenseiterpositionen, die erst nach einiger Zeit toleriert werden (2025, S. 271). Dass sich zu dieser Zeit ein Raum für die Kulturgeschichte öffnete, führt Wehler auf weitere Faktoren zurück. So seien die Erwartungen an ‚große Theorien‘ wie von Marx, Weber aber auch Luhmann und Parsons (Systemtheorie) enttäuscht worden. Die Analyse gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse wurde zudem als kalt und anonym wahrgenommen. Hierbei merkt er an, dass die Befindlichkeiten, Wahrnehmungen und Gefühle der Menschen zu dieser Zeit allgemein in den Vordergrund rückten (Wehler, 2010, S. 436). Jordan (2021, S. 213) bestätigt diesen Eindruck, die Orientierung auf Wahrnehmung und Gefühle sei keine kreative Innovation der Geschichtswissenschaft, sondern genau „auf der Höhe der Zeit“ gewesen. Die Bedeutung des ‚gefühlten Zustands‘ verdeutlicht er mit dem Beispiel, dass im Zuge der

Währungsumstellung auf den Euro in Deutschland von einer „gefühlten Inflation“ die Rede war.

Die Geschichtswissenschaft in der DDR scheint für die Entwicklung der heutigen Geschichtswissenschaft im deutschsprachigen Raum kaum bedeutend zu sein, weshalb sie bisher in dieser Analyse ausgespart wurde. Der Vollständigkeit wegen soll sie nun trotzdem kurz umrissen werden. Ab den 1960er Jahren, in etwa zeitgleich einsetzend mit dem Bau der Mauer, bestand quasi kein Austausch mehr zwischen west- und ostdeutschen Historiker:innen. Die Historiker:innen der DDR nahmen den Historischen Materialismus von Karl Marx als Grundlage ihrer historischen Untersuchungen, sahen also die Besitzverhältnisse von Produktionsmitteln im Fokus historischer Entwicklung. Die Forschung und Lehre waren ideologisch von marxistisch-leninistischen Vorstellungen geprägt. Nach dem Fall der Mauer und der deutschen Wiedervereinigung wurden die ostdeutschen Institute deutlich gründlicher ‚gesäubert‘ als im Rahmen der Denazifizierung, nur wenige DDR-Historiker:innen konnten sich auf ihren Posten in den Universitäten halten. Jordan spricht hier auch von einem sofortigen Zusammenbruch des Wissenschaftssystems der DDR. Ihre Perspektive auf die Geschichte hatte folglich kaum Chancen zu überleben, geschweige denn sich in einem wissenschaftlichen Diskurs durchzusetzen. (Jefferies, 2008, S. 37-42, Jordan, 2021, S. 179).

Die Wende zur Kulturgeschichte wird auch als „cultural turn“ bezeichnet. Unter einem „turn“ wird ein erkenntnistheoretischer Perspektivenwechsel verstanden. (Jordan, 2021, S. 218). Der Begriff des „turns“ tritt an die Stelle des Paradigmenwechsels. Diese Entwicklung kann nicht von der Geschichtswissenschaft ausgehend verstanden werden, sondern nur als allgemeines wissenschaftstheoretisches Phänomen in den Sozial- und Geisteswissenschaften (Bachmann-Medick, 2016, S. 10).

„Because they have departed from grand narratives and revolutionary paradigm shifts, the turns in the study of culture cannot be considered “Copernican.” It is in a much more cautious, experimental and gradual manner that they have led to the breakthrough of new perspectives and approaches. It is therefore impossible to speak of a specific “worldview” of the study of culture, which is fragmented into various turns (...). Although the genesis of these reorientations is clear and their effects are quite forceful, they are not irreversible. They have never been comprehensive, complete about-faces by researchers or entire disciplines.“ (Bachmann-Medick, 2016, S. 10-11)

Nach dem „cultural turn“ folgten in den 1990er und 2000er Jahren eine Reihe weiterer perspektivischer Wenden in der Geschichtswissenschaft. Die Aufnahme dieser Einflüsse verlief durchaus holprig, doch um den Vorgang zu erklären muss ein wenig ausgeholt werden:

Es wurde bereits erwähnt, dass der Sinn der Geschichte mit dem Historismus zu bröckeln begonnen hatte. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts hatte sich dieser Sinnverlust zu einer radikalen Kritik an der Geschichtsphilosophie ausgeprägt, dem Posthistoire. Mit ihr wurde das Ende der Geschichte erklärt, wobei sich das Ende nicht auf tatsächliche Ereignisse, sondern auf die „großen Erzählungen“ richtet. Die optimistischen Zukunftserwartungen der Aufklärung von Wohlstand, Rationalität und Gerechtigkeit waren durch das 20. Jahrhundert grob enttäuscht worden (Rohbeck, 2008, S. 115). „Der Fortschritt habe sich ins Grauen verkehrt, statt Befreiung sei die totale Herrschaft, statt Horizonterweiterung die Verstümmelung herausgekommen.“ (Rohbeck, 2008, S. 148) So fasst Rohbeck die Analyse des postmodernen Theoretikers Jean-François Lyotard zusammen, der die These vom „Ende der großen Erzählungen“ entwickelte. Nicht nur das Scheitern der großen politischen Strömungen wie dem Faschismus und dem Marxismus habe den Sinn der Geschichte erodiert. Die tieferliegenden Gründe für den Sinnverlust sehe Lyotard im rasanten Fortschreiten des Kapitalismus und mit ihm verbunden die Prozesse der Ökonomisierung und der Technisierung, da im Kapitalismus keine normativen ethischen Fragen gestellt werden würden (Rohbeck, 2008, S. 148-149). Rohbeck (2008, S. 118) fasst verschiedene spätere postmoderne Ansätze zur Geschichte unter einem Denktyp zusammen: „Im Posthistoire löst sich die Geschichte in Brüche, Fragmente und Serien auf.“

Es ist nicht verwunderlich, dass die Geschichtswissenschaft postmodernes Denken ablehnte, ja sogar bekämpfte:

„Postmoderne galt als Verlust von Faktizität zu Gunsten von Fiktionalität beziehungsweise Fiktivität; Postmoderne galt als Abwertung des Objektiven und Intersubjektiven gegenüber dem Subjektiven, Intuitiven; Postmoderne stand für den Verlust von Relevanzkriterien für die Forschung und damit auch für den Verlust von Aussageintentionen historischer Werke.“ (Jordan, 2021, S. 181)

Als prägendes Beispiel für diesen Kampf können Hans-Ulrich Wehlers verbale Angriffe auf Michel Foucault genannt werden, die zum Teil außerordentlich persönlich wurden. Erst zum Millenniumswechsel entspannte sich die Lage, als es einige Historiker:innen nun doch zu postmodernen Ansätzen hinzog, in der Hoffnung neue Inspiration für ihre Forschungsarbeit zu finden (Jordan, 2021, S. 181). Nach Blaschke habe das „schroffe Schubladendenken“ bereits in den 1990er Jahren kaum noch existiert (2025, S. 274).

Die Pluralisierung der Geschichtswissenschaft nahm mit jedem weiteren „turn“, jeder perspektivischen Wende, zu.² Die Entwicklung der letzten 25 Jahre beschreibt Blaschke (2025, S. 276) als „Gestaltwandel des Projekts historischer Aufklärung“, er beobachte die „zunehmende Ersetzung von Distanz durch Identifikation“ postmodern, insbesondere postkolonial, denkender Historiker:innen. Passend zum heutigen Zeitgeist wurde und wird immer noch versucht, den eigenen Eurozentrismus in der Forschung abzulegen. Dies kann in Form postkolonialer, transnationaler und globaler Ansätze geschehen (Jordan, 2021, S. 203-205). Auch die globale bzw. transnationale Perspektive nennt Jordan keinen Geniestreich der Geschichtswissenschaft, sie sei letztlich die Folge einer international und global vernetzten Welt, die sich insbesondere seit dem Aufstieg des Internets und des Mobiltelefons herausgebildet hatte (Jordan, 2021, S. 2014). Allgemein lässt sich für die heutige Geschichtswissenschaft feststellen, dass die in den 1960er Jahren geforderte Interdisziplinarität und der Methodenpluralismus zum wissenschaftlichen Alltag geworden sind (Jordan, 2021, S. 215). Sowohl aus dem Historismus und der klassischen Sozialgeschichte sind bis heute bedeutende Teile erhalten geblieben, neben methodischen Errungenschaften ist die Gesellschaft als zentrale historische Kategorie immer noch von Bedeutung, ebenso hat die Relevanz der Behandlung westlicher Staaten in der Geschichtswissenschaft nicht abgenommen. Die Politikgeschichte, die im Zentrum des Historismus stand, hat sich mittlerweile sozial- und kulturgeschichtlich geöffnet (Blaschke, 2025, S. 273-277; Jordan, 2021, S. 180).

3.3.2 Merkmale

Eine konzise Zusammenfassung und Reflektion der Merkmale gestaltet sich für diesen Abschnitt der Analyse schwieriger als in den beiden vorangegangenen Kapiteln, weshalb folgend auf die Gemeinsamkeiten der Perspektiven eingegangen werden soll, sowie auf die allgemeine Herangehensweise an die Geschichtswissenschaft. Pluralität scheint sowohl thematisch, theoretisch als auch methodisch betrachtet das treffende Wort für die aktuelle Lage der Geschichtswissenschaft zu sein:

Auf der ontologischen Ebene fand eine Öffnung gegenüber jenen Perspektiven statt, die während der Dominanz der Sozialgeschichte als marginalisiert galten. Kultur, Religion und Traditionen wurden als Einflussfaktoren auf den Verlauf der Geschichte benannt (Jordan, 2021, S. 177). Im Zuge dessen wurde es vorteilhaft, Geschichte global und kritisch zu denken.

² Ohne Vollständigkeitsanspruch können neben dem „cultural turn“ noch der „linguistic turn“, „iconic turn“, „symbolic turn“, „global“ und/oder „transnational turn“ und der „post-colonial turn“ genannt werden. Für die Kommunikationsgeschichte relevant scheint hier neben dem „cultural turn“ vor allem der „global/transnational turn“ zu sein (Jordan, 2021, S. 190-206).

Insbesondere interessant für die Analyse ist die vollzogene Übernahme des Akteursbegriffs aus der Soziologie. Der Akteur stellt in seiner geschichtswissenschaftlichen Verwendung gewissermaßen eine fruchtbare Synthese zwischen dem Individuum und dem Strukturbegriff dar (Blaschke, 2025, S. 271; Jordan, 2021, S. 212). Auf diese Weise wurde die Ko-Existenz und Vereinbarkeit von Untersuchungen auf der Makro-, Meso- und Mikroebene gesichert.

Die folgende Feststellung lässt sich nur als Verallgemeinerung ausdrücken und betrifft bei weitem nicht das ganze Fach: Geschichte wird nun vermehrt als Wandel verstanden. Was im Historismus der Fortschritt, in der Sozialgeschichte der 1960er und 1970er Jahre die Modernisierung war, wird nun zum Wandel. Auffällig dabei ist, dass sowohl dem Fortschrittsbegriff als auch dem Modernisierungsbegriff ein implizites positives Ziel innewohnt, während der Begriff ‚Wandel‘ wertneutral und ziellos erscheint. Es handelt sich hier nur um eine Vermutung, aber es scheint so, als könne man hier wieder an Lyotards „Ende der großen Erzählungen“ anknüpfen. Beiden vorherigen ontologischen Annahmen wohnte sozusagen durchaus noch eine große, wenn auch mit der Zeit kleiner werdende Erzählung inne.³

Auf epistemologischer Ebene hat sich an der Grundeinstellung der Geschichtswissenschaft wenig geändert, lediglich ist die Pluralisierung der Erkenntnismöglichkeiten und Methoden in weiter und zügig vorangeschritten. Im Methodenkanon der Geschichtswissenschaft finden sich heute neben der Quellenkritik und dem historischen Verstehen eine Fülle an quantitativen und qualitativen Methoden. Erweitert wurde dieser Kanon in den letzten Jahrzehnten etwa durch die Diskursanalyse und anthropologisch-ethnologische Ansätze (Jordan, 2021, S. 180).

Die heutige Geschichtsphilosophie bzw. Metatheorie der Geschichte geht also in jeder Hinsicht in Pluralität auf. Damit folgt sie dem „Kampftruf“ der Postmoderne und ist damit ganz am Puls der Zeit. Nicht nur in der in den Geistes- und Sozialwissenschaften hat die Postmoderne Einzug genommen. In den unterschiedlichsten Sektoren wisse man, dass man mit einem „...pluralen Set von Maßstäben arbeiten muß, wenn man nicht banausisch urteilen will.“ (Welsch, 1994, S. 13) Schon vor dem Einzug postmodernen Denkens war Pluralität ein wichtiges Stichwort, wie sich in der Sozialgeschichte über die interdisziplinäre Öffnung gezeigt hat. In der Postmoderne wird diese Pluralität radikalisiert: „...die Einsicht in das irreduzible Eigenrecht und die Unüberschreitbarkeit des Vielen haben eine neue Gesamtkonzeption nötig gemacht.“ (Welsch,

³ Anmerkung: An diesem Punkt bin ich nicht sicher, wie wissenschaftlich argumentierbar meine Behauptung ist, doch ich sehe sowohl in der Geschichte als Fortschritt und der Geschichte als Modernisierung eine Art utopische Hoffnung am Ende dieser Geschichte. Dem Begriff ‚Wandel‘ fehlt es an jeglicher solcher Assoziationen.

1994, S. 16) Einzelne Theorien können in dieser Vorstellung keinen Anspruch auf „Ganzheit“ stellen, das Ganze soll sich vielmehr durch das ko-existierende Viele ausdrücken.

„Allerdings wäre es ein Mißverständnis, wenn man meinte, die postmoderne Option für Vielfalt gebe Einheit und Ganzheit einfach preis. Genauer besehen verhält es sich vielmehr so, daß sie Einheit in gewissem Sinn wahrt – allerdings in einer Form, die, paradox formuliert, nicht die der Einlösung, sondern der Offenhaltung ist. Dies ist aus postmoderner Perspektive aber die einzig legitime – weil die einzige nicht-unterdrückende – Form von Einheit.“ (Welsch, 1994, S. 16)

Die radikale Öffnung der Geschichtswissenschaft im postmodernen Sinne wurde erst durch die Forderungen der Sozialgeschichte der 1960er und 1970er Jahre nach Theorie und Interdisziplinarität ermöglicht (Blaschke, 2025, S. 272).

3.3.3 Bezug zur Kommunikationsgeschichte

Im Grunde lässt sich für die Kommunikationsgeschichte festhalten, dass sich der Trend perspektivischer und damit theoretischer und methodischer Pluralisierung in den letzten dreißig Jahren rasant fortgesetzt hat, und das bei einem gleichzeitig voranschreitenden Relevanzverlust in der Kommunikationswissenschaft:

Es lässt sich nach ausgiebiger Literaturrecherche nicht feststellen, ob und dass jeder einzelne „turn“ aus der Geschichtswissenschaft breitflächig übernommen wurde. Die perspektivischen Wenden, die auch in der Kommunikationsgeschichte gewirkt haben, sind jedoch deutlich zu erkennen. Als relevant können an dieser Stelle der „cultural turn“ und der „global“ und „transnational turn“ genannt werden (von Hodenberg, 2020, S. 22). Dies wird allein schon ersichtlich, wenn man einen Blick in kommunikationsgeschichtliche Werke nach dem Jahr 2000 wirft. So sprechen beispielsweise Karmasin und Oggolder (2016, S. 3-4) von ihrem Vorhaben, in ihrem herausgegebenen Band zur Mediengeschichte Österreichs im Sinne einer Kultur- und Gesellschaftsgeschichte zu arbeiten. Es gehe darum, die Interdependenzen der Entwicklung der Gesellschaft und der medialen Entwicklung darzustellen. Ganz ähnlich sieht das der Medienwissenschaftler Werner Faulstich, wenn er zu Beginn seiner „Mediengeschichte von den Anfängen bis 1700“ von einer Medienkulturgeschichte spricht und den Fokus der Betrachtung ebenfalls auf die wechselseitige Beeinflussung gesellschaftlich-kulturellen und medialen Wandels legt (2006, S. 8). Auch der Historiker Frank Bösch hatte den Anspruch mit seiner Mediengeschichte sozial- und kulturgeschichtlich zu arbeiten und dabei vergleichende internationale und transnationale Perspektiven miteinzubeziehen. Das Interesse der Geschichtswissenschaft an Medien und öffentlicher Kommunikation sei im Rahmen eines

„medial turns“ im Zuge des „cultural turns“ seit den 1990er Jahren gestiegen. Dies sei wiederum auch durch die heutige Allgegenwärtigkeit der Medien im alltäglichen Leben bestimmt (Bösch, 2019, S. 8-9).

Strukturgeschichtliche Ansätze in der Kommunikationsgeschichte würden nun als komplexer und vielschichtiger verstanden werden, so gehe man nicht mehr von direkten Auswirkungen von medialen Strukturen auf die Gesellschaft aus, sondern würde nun auch die Wahrnehmungen und Aushandlungsprozesse von Akteur:innen dazwischen sehen (von Hodenberg, 2020, S. 23). Wissenschaftliche Schranken und allgemeine ‚Denkverbote‘, eine bestimmte Orthodoxie scheint nicht mehr zu existieren. Abseits von institutionellen und finanziellen Faktoren beschränken allein die Quellenlage und die methodische Umsetzbarkeit heutige kommunikationsgeschichtliche Forschungsvorhaben. Methodische Hürden können auch in Form von fehlendem Know-how auftreten. Bezüglich der Arbeit mit Sozialdaten im Rahmen der historischen Mediennutzungsforschung erwähnt von Hodenberg beispielsweise Schwierigkeiten mit der Umsetzung statistischer Methoden, dem Datenschutz und unzugängliche Quellenbestände (2020, S. 25). Die Pluralität im Fach wirkt sich auch auf kleineren Ebenen aus, etwa wenn Intermedialität im kommunikationsgeschichtlichen Kontext zunehmend beachtet wird. Anstatt einzelne Medien zum Untersuchungsgegenstand zu machen, werden sie nun in Medienensembles plural gedacht (von Hodenberg, 2020, S. 22).

Im vorangegangenen Kapitel wurde bereits besprochen, dass ab dem Ende der 1970er Jahre innerhalb der Teildisziplin klar war, dass das unsystematische Zusammentragen von Presse- und Mediengeschichten weder zu einem intellektuellen Durchbruch auf dem Gebiet historischer Kommunikationsforschung führen noch die innerfachliche Legitimität nach der sozialwissenschaftlichen Wende unterstützen würde. Die Kommunikationsgeschichte nahm folglich Konzepte, Theorien und Perspektiven aus der Geschichtswissenschaft und der nun sozialwissenschaftlichen Kommunikationswissenschaft in den theoretischen Diskurs und die Forschung auf. Ein bestimmtes theoretisches Paradigma bildete sich dabei nicht.

Dieser entgrenzte Raum theoretischer Möglichkeiten schränkt zwar nicht ein, kann aber durchaus zu fachlichen Identitätsproblemen führen:

„Als Mosaik aus Versatzstücken aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen wird sich Kommunikationsgeschichte nicht legitimieren können. Dafür bedarf es einer maßgebenden Erkenntnisperspektive und eines spezifizierten Gegenstandsbereichs, die sich beide in einem anerkannten Theorie- und Methodenkanon niederschlagen.“ (Seethaler, 2019, S. 24)

Diese Entwicklung zu einem postmodernen, multiperspektivischen Wissenschaftsraum kann in der Analyse jedoch nicht betrachtet werden, ohne zeitgleich auch den schrittweisen Relevanzverlust der Kommunikationsgeschichte innerhalb der Kommunikationswissenschaft zu betrachten:

Gegen Ende der 1980er und Beginn der 1990er Jahre schien es so, als würde die Kommunikationsgeschichte einen neuen Aufschwung erhalten. In gewisser Weise mag diese Annahme auch stimmen, wurde doch voller Inbrunst über die Zukunft der Kommunikationsgeschichte debattiert. 1986 forderte Langenbucher auf der Jahrestagung der deutschen und österreichischen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft zum Thema „Wege zur Kommunikationsgeschichte“ in Wien, „Kommunikationsgeschichte endlich zu schreiben“. (Langenbucher, 1987b, S. 13) Die Teildisziplin der Kommunikationsgeschichte solle ihr bisherig diagnostiziertes Methodendefizit und ihre theorielose Vorgehensweise durch eine Orientierung an den wissenschaftlichen Standards der Geschichtswissenschaft ausbessern (Langenbucher, 1987b, S. 13-14). Kommunikationsgeschichte steht hier für ein gefordertes intellektuelles Niveau, das über die Sammlung einzelner Medien- bzw. Pressegeschichten hinausgeht. Im Berichtsband der Tagung findet sich eine bunte Ansammlung an inspiratorischen Beiträgen, die Forschungsdesiderate und Methodenprobleme aufgreifen (Langenbucher, 1987a, S. 15). Ebenfalls in Wien, dessen Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft schon lange als ein Zentrum traditioneller historischer Presseforschung galt, wurde im Anschluss an die Jahrestagung 1986 die Fachzeitschrift *medien & zeit* gegründet, die bis heute das wohl relevanteste Organ für die deutschsprachige kommunikationsgeschichtliche Forschung darstellt (Schmolke, 2015, S. 240). Als weitere Hinweise für Fortschritte an der ‚institutionellen Front‘ in den 1990er Jahren können die Gründung des Jahrbuchs für Kommunikationsgeschichte, die Austragung mehrerer Fachkonferenzen, die Gründung einer DGPK-Arbeitsgruppe für Kommunikationsgeschichte genannt werden. Zusätzlich wurde an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1991 eine Kommission für historische Pressedokumentation eingerichtet (Schmolke, 1997, S. 22-23). Am Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft wurde 1993 das Ludwig-Boltzmann-Institut für neuere österreichische Kommunikationsgeschichte unter der Leitung von Wolfgang Langenbucher und Wolfgang Duchkowitsch gegründet. Dies betrachtet Duchkowitsch als Anstieg der wissenschaftlichen Reputation der Kommunikationsgeschichte (Duchkowitsch, 1994, S. 36).

Rund 30 Jahre später ist von diesem Optimismus nur noch wenig zu spüren: Auf der Website der Ludwig-Boltzmann-Gesellschaft wird die Forschungseinheit mittlerweile auf jener Liste genannt, die sämtliche Forschungseinheiten aufführt, die mit dem Jahr 2005 im Zuge struktureller Reformen eingestellt wurden (Ludwig Boltzmann Gesellschaft, o.D.). Jürgen Wilke hatte 1990 hinsichtlich einer Auswertung von Dissertationen kommunikationswissenschaftlicher Institute noch argumentiert, es wäre wieder zu einer ‚Re-Historisierung‘ der Kommunikationswissenschaft gekommen (Wilke, 1990, S. 62). Aus heutiger Sicht setzte sich dieser Trend nicht fort, wie quantitative Inhaltsanalysen von Donsbach et al. und Schweiger et al. belegen. Kommunikationsgeschichtliche Fragestellungen in Beiträgen von kommunikationswissenschaftlichen Fachzeitschriften und studentischen Abschlussarbeiten sind seit den 1990er Jahren auf dem Rückzug (Donsbach et al., 2005, S. 57; Schweiger et al., 2009, S. 541).

2015 wurde im aviso, dem internen Informationsdienst der DG PuK, eine Debatte mit dem Titel „Die Zukunft der Geschichte in der Kommunikationswissenschaft“ geführt. Gleich zu Beginn stellt Michael Meyen dabei die Diagnose: „Der Patient ist tot – vorerst“. (Meyen, 2015, S. 3) Dabei zählt er die wenigen verbliebenen Kommunikationshistoriker:innen im Fach auf, die noch Lehrstühle besetzen oder zumindest regelmäßig kommunikationsgeschichtliche Forschung betreiben. Mit dem Pensionsantritt von Arnulf Kutsch im Jahr 2015 habe die Kommunikationswissenschaft ihren letzten historisch ausgewiesenen Lehrstuhl verloren. Bei der Nachfolge von Jürgen Wilke 2014 wurde einem Kommunikationswissenschaftler mit dem Schwerpunkt Medienpsychologie und Wirkungsforschung der Vorzug gegeben. Es gebe noch Stellen zum Forschungsschwerpunkt Medienwandel, der jedoch tendenziell ahistorisch betrachtet werde. Meyen nennt mit Patrick Merziger, Rudolf Stöber und Klaus-Dieter Altmeppen drei verbliebene studierte bzw. promovierte Historiker auf kommunikationswissenschaftlichen Lehrstühlen in Deutschland (Meyen, 2015, S. 3). Betrachtet man die Lage nun zehn Jahre später, sieht dieses Bild nicht besser aus. Rudolf Stöber wird mittlerweile auf der Website der Universität Bamberg als Emeritus geführt (Universität Bamberg, o.D.). Klaus-Dieter Altmeppen ging 2022 in den Ruhestand (Katholische Universität Eichstätt - Ingolstadt, 2022).

Patrick Merziger wiederum hielt seine Junior-Professur für Kommunikationsgeschichte an der Universität Leipzig bis 2022 (Justus-Liebig-Universität Gießen, o. D.). Die Junior-Professorin in Leipzig hat mit dem Jahr 2022 Niklas Venema mit dem Forschungsschwerpunkt Medienwandel

übernommen, zumindest mit nach außen hin kommunizierter historischer Perspektive (Universität Leipzig, o. D.).

Es erscheint ganz klar, ohne Nachwuchs wird sich die Kommunikationsgeschichte nicht als Teildisziplin der Kommunikationswissenschaft halten können. Schwarzenegger und Magin beschreiben die im Jahr 2007 gegründete Nachwuchsförderung der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der DGPK, die sich mittels Tagungen, Workshops und einem Nachwuchspreis um die Aufmerksamkeit junger Wissenschaftler:innen für die Kommunikationsgeschichte bemüht. Diese Bemühungen seien jedoch erfolglos, wenn die Perspektive für eine wissenschaftliche Karriere fehlt. Im Zuge von Studiengangsreformen hätten insbesondere Stellen für Kommunikationsgeschichte gelitten. Ohne Aussicht auf eine berufliche Laufbahn ist es folglich nur verständlich, dass sich kaum Studierende und junge Wissenschaftler:innen bereit erklären sich in eine prekäre berufliche Lage zu bringen (Schwarzenegger & Magin, 2015, S. 10-11). Mit der schwindenden Präsenz kommunikationsgeschichtlicher Themen im Curriculum kommunikationswissenschaftlicher Studiengänge, geht auch ein wahrgenommene niedrige Relevanz bei Studierenden einher (Kutsch & Gallert, 1996, S. 8).

Zusätzlich zur empirisch-sozialwissenschaftlichen Ausrichtung kam die zunehmende Berufsfixierung im Fach. Rasant steigende Zahlen bei Studierenden der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in den 1970er und 1980er Jahren lösten sowohl in Deutschland als auch in Österreich weitgehende wissenschaftspolitische Reformen aus, die größeren Praxisbezug für die Lehre im Fach brachten. Hier kann das Wiener Institut als anschauliches Beispiel herangezogen werden. Monschein und Randl haben festgestellt, dass sich die Anzahl der Studierenden am Institut innerhalb von etwa 20 Jahren verzehnfacht hat. Folglich kam es zu Ressourcenproblemen, da diese Menge an Studierenden nur mit einer größeren Anzahl an Lehrpersonal zu bewältigen war. Finanzielle Unterstützung durch den österreichischen Staat gab es nur für externes Personal, meist Praktiker:innen, das in den 1980er Jahren mit zwei Dritteln die Mehrheit des Lehrangebots stellten (Kutsch & Gallert, 1996, S. 6; Monschein & Randl, 1996, S. 22). Wilke sieht darin ebenfalls einen Grund für die Vernachlässigung der Kommunikationsgeschichte in der Lehre des Faches. Im Rahmen eines sich ständig diversifizierenden Forschungsfeldes würden historische Perspektiven ausgeblendet werden (Wilke, 2020, S. 15-18). Dieser Prozess lässt sich nicht nur in der Kommunikationswissenschaft beobachten, auch in anderen Disziplinen wie der Medizin, den Ingenieurwissenschaften oder den Politik- und Wirtschaftswissenschaften verdrängt eine Orientierung an der Praxis und an

gegenwärtigen und zukünftigen Fragen historisch ausgerichtete Anteile aus den Disziplinen (Bösch, 2015, S. 4). Im Rahmen ihrer breit gefächerten thematisch-theoretischen Öffnung in den letzten Jahrzehnten hat die Geschichtswissenschaft „das Erbe der Kommunikationsgeschichte (...) angetreten.“ (Bösch, 2015, S. 4). Was in der Kommunikationswissenschaft als Karrierehindernis gilt, kann in der Geschichtswissenschaft als fruchtbarer, innovativer Zugang karrierefördernd wirken. Wie viel die Geschichtswissenschaft dabei auf bereits bestehender kommunikationsgeschichtlicher Forschungsarbeit baut, ist unklar. Während Bösch darauf hinweist, dass in den letzten Jahren vermehrt auch Herangehensweisen aus der Kommunikationswissenschaft bzw. der Kommunikationsgeschichte rezipiert wurden, bedauert Wilke, die Geschichtswissenschaft würde die Kommunikationswissenschaft zu kommunikationsgeschichtlichen Fragestellungen nur selten konsultieren. Zudem käme es zu „Territorialstreitigkeiten“ zwischen den Disziplinen (Bösch, 2015, S. 4; Wilke, 2020, S. 18).

4. Wissenschaftstheoretische Analyse mit Feyerabend

Die historische Analyse der Entwicklung geschichtsphilosophischer Metatheorien innerhalb der Geschichtswissenschaft und der kommunikationswissenschaftlichen Teildisziplin Kommunikationsgeschichte zeigt Kontinuitäten und Brüche auf (siehe Kapitel 3.1.2, 3.2.2 und 3.3.2 zu den Merkmalen von Historismus, Sozialgeschichte und der geschichtsphilosophischen Position in der Postmoderne):

- Realität – Konstrukt: Im Verständnis des Historismus ist die Geschichte reale Vergangenheit, die durch sorgfältige methodische Arbeit mit Quellen wiederentdeckt werden kann. In der Struktur- und Sozialgeschichte der bleibt Geschichte reale Vergangenheit, doch sie wird komplexer und vielschichtiger. Ihr Gegenstand wird über das Konzept der „histoire totale“ entgrenzt. Mit dem Ende der „großen Erzählungen“ in der Postmoderne stellt Geschichte keine ontologische Realität mehr dar, sondern ein ständig diskursiv auszuverhandelndes Konstrukt.
- Idealismus – Materialismus: Die historistische Geschichtsauffassung ist idealistisch, das Denken oder der Geist erzeugt und beeinflusst die materielle Realität. In der Sozialgeschichte folgte man dem umgekehrten Gedanken, dem Materialismus. Soziale, politische und wirtschaftliche Realität prägen das Denken. Die postmoderne Perspektive folgt keiner generalisierbaren Auffassung. Sie ist hybride, rückt Wahrnehmungen, Diskurse und Kulturen in den Vordergrund.
- Individuum – kollektive Handlungsträger: Das Individuum und der Nationalstaat weichen kollektiven Handlungsträgern und der Gesellschaft, bevor das Individuum auf neue Weise zurück in den historischen Fokus gerät. Die Gesellschaft als Kollektivperspektive wird dadurch aber nicht verdrängt.
- Einzigartigkeit – Strukturen: Man bleibt dabei, dass Geschichte sich nicht in Form von Ereignissen und Personen wiederholt, wohl aber in Bedingungen sozialer, politischer und wirtschaftlicher Natur, die man systematisch untersuchen kann. Strukturen haben die Einzigartigkeit so gesehen nicht verdrängt.
- Teleologie: Im Historismus führt die Geschichte zu einem impliziten Ziel, Geschichte wird als Fortschritt betrachtet, der sich in der stetigen „Verbesserung“ menschlicher Institutionen und Fähigkeiten ausdrückt. In der Sozialgeschichte wird dieser Gedanke neu verarbeitet in Form der Modernisierung. Die Modernisierungsthese ist vor dem Kontext der Dekolonisierungswelle der 1960er Jahre zu verstehen. Der Prozess der Modernisierung war deskriptiv gemeint, erzeugte mit Hinblick auf die „Dritte Welt“

aber auch normative Ansprüche. Die „Dritte Welt“ hat sozusagen bezüglich ihrer Modernisierung aufzuholen. In der Postmoderne wird gerade dieser Gedanke radikal kritisiert. Die Postmoderne sieht sich durch die Emanzipationsbewegungen ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stark beeinflusst: Feminismus, Postkolonialismus/Antirassismus, LGBTQ-Bewegung, etc.. Deshalb wird hier die kritische Perspektive stark, die Moderne sei nicht universell und die „Dritte Welt“ werde nicht modernisiert, sondern ausgebeutet. Folglich wird jegliche Teleologie abgelehnt. Geschichte ist demnach ungerichteter Wandel.

- Epistemologie / Methodik: Grundsätze historischer Forschung, die im Historismus begründet wurden, existieren weiterhin. Die Quellenkritik und das historische hermeneutische Verstehen sind bis heute wichtige Bestandteile historischer Forschung und gelten als legitimes Mittel zur historischen Erkenntnis. Auf epistemologischer Ebene kann man historische Erkenntnis nun aber auch durch quantitative und vergleichende Methoden gewinnen, Generalisierungen und die Suche nach Gesetzmäßigkeiten ist konzeptionell möglich. Der Einsatz sozialwissenschaftlicher Theorien wird begrüßt. Für die Kommunikationsgeschichte als historische Teildisziplin eines sozialwissenschaftlich orientierten Faches bedeutet dies, dass mit dem Aufkommen der Sozialgeschichte die Möglichkeit besteht, sich aus empirisch-sozialwissenschaftlicher Sicht „legitimer“ aufzustellen.

Mit dem Einzug postmodernen Denkens in den Geistes- und Sozialwissenschaften wird radikale Pluralität zum wohl einzigen Paradigma. Nicht nur in der Geschichtswissenschaft findet dadurch eine Fragmentierung statt.

Auf den ersten Blick scheint sich die wissenschaftliche Herangehensweise radikal transformiert zu haben, was in der folgenden Argumentation auch nicht abgestritten werden soll. Dennoch muss man differenzieren: Bei einer solchen Analyse muss zwangsläufig verallgemeinert werden, intellektuelle Ausreißer gibt es immer und nicht jede:r Historiker:in, der oder die einer bestimmten geschichtsphilosophischen Auffassung folgt, teilt unbedingt jeden der angesprochenen Punkte. Man darf nicht vergessen, dass diese strikten Einteilungen in der Realität grundsätzlich flexibler sind, als das so mancher fachwissenschaftlicher Diskurs vermuten lässt. Wenn man die Wissenschaftsentwicklung nicht nur als rationale Weiterentwicklung, Bestätigung und Widerlegung von Theorien versteht, sondern als menschengemachtes Unterfangen, das sozialen, politischen, wirtschaftlichen und persönlich-individuellen Zwängen ausgeliefert ist, kommt man nicht umhin, „revolutionäre

Paradigmenwechsel“ in einem ganz anderen Licht zu sehen. Dies soll mit Hilfe der wissenschaftstheoretischen Perspektive Paul Feyerabends veranschaulicht werden:

Feyerabends anarchistische wissenschaftstheoretische Forderung lautete „Anything goes“. Um wissenschaftlichen Fortschritt zu erreichen, dürfen, ja sogar müssen Regeln und Traditionen verletzt werden, dies zeige die Wissenschaftsgeschichte immer wieder auf (Feyerabend, 2013, S. 21). Einer Orthodoxie zu folgen, führe zur Lähmung des Fortschritts, Theorienvielfalt wäre dagegen fruchtbarer (Feyerabend, 2013, S. 39). Innerhalb der Analyse gibt es viele Anhaltspunkte, die diese Beobachtung bestätigen. Wäre es in und nach der Krise des Historismus nicht zu einer Öffnung gegenüber theoretischen und methodischen Einflüssen gegenüber anderen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen gekommen, hätte der Erkenntnisfortschritt der Geschichtswissenschaft und der Kommunikationsgeschichte wahrscheinlich lange Zeit stagniert. Erst durch die Öffnung für neue Ansätze und Methoden konnten neue fruchtbare Erkenntnisinteressen erschlossen und das ‚Feld des methodologisch Machbaren‘ erweitert werden. Das dogmatische Festhalten an der Einzigartigkeit aller Bestandteile der Geschichte machte vergleichende Methoden, Generalisierungen und den Einsatz von Theorien hinfällig. Spezifisch auf die Kommunikationsgeschichte bezogen kann hier Wagner angeführt werden:

„..., im Lauf der Zeit und insbesondere beim Neuaufbau der Institute nach dem Zweiten Weltkrieg bereitete die fachhistorische Arbeit sich selbst ihre Probleme. Man blieb in dem stecken, was man immer schon getan hatte, und man unterließ, was man auch bisher (jedenfalls an den Universitätsniederlassungen) schon unterlassen hatte. Innovative Projekte wurden entweder nicht weitergeführt oder kaum mehr in Angriff genommen. So gab es erhebliche Defizite auf der einen und Übermaß auf der anderen Seite – nicht selten im gleichen Forschungsfeld beides zugleich.“ (Wagner, 2017, S. 263)

Im Grunde kann also bestätigt werden, dass eine orthodoxe Vorgehensweise den wissenschaftlichen Fortschritt lähmen kann. Die Frage ist, ob und inwiefern dies im Umkehrschluss bedeutet, dass eine Vielfalt an Theorien und Methoden innerhalb einer (Teil-)Disziplin fruchtbarer ist.

Feyerabend sah die Entwicklung von Wissenschaften und ihren Theorien nicht durch einen rationalen innerwissenschaftlichen Vorgang begründet, die Qualität der Argumentation spielt in seinen Schilderungen eine eher nebensächliche Rolle (Feyerabend, 2013, S. 23). Stattdessen legte er Wert auf Irritationen und Irrationalitäten:

Die Vorannahme lautet, dass radikale Umbrüche in der physischen Lebenswelt der Menschen Einfluss auf ihr Verhalten und folglich ihre Argumentationsformen hat. Katastrophen, Kriege und Revolutionen werden hier genannt (Feyerabend, 2013, S. 23). Davon haben das 19., 20. und bisher auch das 21. Jahrhundert nicht zu wenig. Im Rahmen der vorangegangenen historischen Analyse wurden bereits einige dieser Ereignisse genannt. Nur als Auswahl sei hier auf die Französische Revolution verwiesen, die Industrialisierung muss bedeutend auf die menschliche Erfahrung eingewirkt haben, die Gräueltaten der beiden Weltkriege, etliche Wirtschaftskrisen sowie die voranschreitende Globalisierung, die linksgerichtete Studentenbewegung der 1960er Jahre, die Emanzipationsbewegungen, die Digitalisierung. Die Auswirkungen der letztgenannten Umbrüche sind zum heutigen Zeitpunkt vermutlich noch nicht vollends zu begreifen. In Bezug auf Deutschland und Österreich nach dem zweiten Weltkrieg, kann hier mit einer Feststellung Jürgen Kockas ergänzt werden. Dieser hält fest, dass das wissenschaftliche Selbstverständnis einer Disziplin Auswirkungen auf die Kontakte und Kooperationsverhältnisse innerhalb der Wissenschaft hat. Es kann die interdisziplinäre und internationale Zusammenarbeit sowie Abgrenzung beeinflussen, indem es sich beispielsweise auf Fachbereichsgrenzen oder die Kooperation an Zeitschriften auswirkt (Kocka, 1986, S. 50). Um wieder Anschluss an internationale Diskurse in der Wissenschaft zu finden war es unumgänglich, Änderungen am Selbstverständnis und dem Rollenbild der Disziplin vorzunehmen.

Ebenso kann die sozialgeschichtliche Ausrichtung der Kommunikationsgeschichte ab der Mitte der 1970er Jahre als Versuch interpretiert werden, nicht den Anschluss an die eigene Disziplin zu verlieren um nicht an Relevanz einzubüßen. Es kann folglich festgehalten werden, dass die historischen Umstände, unter denen wissenschaftliche Ideen aufkommen, prägend auf diese wirken. Die „Verteidiger des Status Quo“ müssten zu irrationalen Mitteln greifen um sich gegen Rebellen zu wehren, wenn sich die „psychischen Bedingungen“ geändert haben, die ihren einstigen „rationalen“ Argumenten Macht verliehen haben (Feyerabend, 2013, S. 24). Auffallend an der historischen Analyse ist, welche Rolle Generationenwechsel im wissenschaftlichen Umfeld spielen können. In den 1960er Jahren erlebten sowohl die Geschichtswissenschaft als auch die Kommunikationswissenschaft ihre sozialwissenschaftliche Neu-Orientierung durch eine institutionelle Chance. Die möglichen Folgen beschreibt Feyerabend (2013, S. 50): „..., die Orthodoxen bekommen Geld, die möglichen Rebellen keines.“ Mit der neuen Besetzung relevanter universitärer Posten kann zudem erheblich auf die Lehre eingewirkt werden, wenn Lehrpläne umgestellt werden

(Feyerabend, 2013, S. 50). Dies veranschaulicht sich beispielsweise an der geschilderten Verdrängung historischer Perspektiven aus der kommunikationswissenschaftlichen Lehre nach der empirisch-sozialwissenschaftlichen Wende.

Die Abgrenzung „paradigmatischer“ Schulen voneinander kann nicht durch reine Vernunft erklärt werden. Die Bielefelder Schule war klar durch die strukturgeschichtlichen Ansätze Werner Conzes beeinflusst. Conze und ähnliche Vertreter verstanden ihre Arbeit jedoch nicht in Opposition zur Historismus-Tradition, sondern als Erweiterung und Ergänzung dieser. Zum revolutionären Paradigmenwechsel wurde die Perspektive erst durch die Verkündung eines solchen Paradigmenwechsels während einem Generationenwechsel an geschichtswissenschaftlichen Instituten. Blaschke merkt an, dass die Sozialhistoriker:innen sich als marginalisierte Minderheit inszenierte, die für Anerkennung neben der Orthodoxie des Historismus kämpfte. Auf die gleiche Weise hätte sich die Kulturhistoriker:innen Jahrzehnte später in Kontrast zur Sozialgeschichte dargestellt, obwohl die fachwissenschaftlich-inhaltlichen Gräben nicht unüberwindbar wären (2025, S. 11). Man hätte sich immer wieder Zerrbildern des „Gegners“ bedient um die eigene Position innovativer und als für die zukünftige Forschung besser geeignet darzustellen (Blaschke, 2025, S. 270). Auch in der Kommunikationswissenschaft wird darauf hingewiesen, dass unterschiedliche Herangehensweisen im Fach eher zur Profilschärfung genutzt werden, statt als Chance für Integration (Kinnebrock et al., 2015, S. 17). Der Bruch mit tradierten Wegen ist zwar wichtig um neue Erkenntnismöglichkeiten zu schaffen, eine Abgrenzung in sich (argumentativ) bekämpfende wissenschaftliche Lager ist davon relativ unabhängig. Vielmehr scheint es sich dabei um eine Möglichkeit zur Legitimierung neuer „Bewegungen“ innerhalb der Wissenschaft zu handeln, die nicht ausschließlich dem Interesse des Erkenntnisgewinns folgen.

Welche (Meta-)Theorien sich in einer Disziplin durchsetzen, ist folglich nicht zwangsläufig das Resultat einer rationalen Entwicklung. Solche außerwissenschaftlichen Einflüsse auf die Wissenschaftsentwicklung zeichnen sich auch auf politischer Ebene ab. Kocka geht darauf ein, dass es keine rein fachwissenschaftliche Frage ist, ob man beispielsweise die Gesellschaft als Motor historischer Entwicklung ansieht und zieht diesbezüglich eine Parallele zum Materialismusvorwurf, der Lamprecht im Zuge des Methodenstreits der 1890er Jahre gemacht wurde:

„Die Auseinandersetzung über geschichtswissenschaftliche Paradigmata steht in Wechselwirkung mit der außerwissenschaftlichen Diskussion über konkurrierende und praktisch relevante gesellschaftlich-politische Selbstausslegungen der Gegenwart.“ (Kocka, 1986, S. 50)

In der historischen Analyse war ersichtlich, wie stets verwoben die geschichtsphilosophischen Auffassungen mit politischen Vorstellungen war. Der Historismus ist konservativ-national geprägt, da sich bedeutende Historiker dieser Zeit auch als politische Intellektuelle verstanden, die für den (preußischen) Nationalstaat einstanden. Soziale bzw. soziologische Ansätze wurden skeptisch betrachtet, da sich die Historisten als Verteidiger einer politischen Ordnung sahen, die durch Demokratisierungsforderungen gefährdet war. Die Abgrenzung zwischen Sozialgeschichte und Kulturgeschichte war ursprünglich durch die Differenzen politisch links-orientierter Strömungen verursacht worden. Auf postmoderne Strömungen haben sozialpolitische Emanzipationsbewegung eingewirkt, wodurch kritische Perspektiven zentriert werden. Feyerabend kann man hier zur Interpretation heranziehen: „..., sondern ein simpler und reiner Machtkampf, voll von schmutzigen persönlichen Streitigkeiten, ein Gegenstand nicht für die Methodologie oder die Theorie der Rationalität, sondern für die Mobpsychologie.“ (Feyerabend, 2013, S. 262) Karl Lamprecht wurde von seinen Kollegen nicht nur inhaltlich-methodisch kritisiert, ihm wurde ein schwieriger Charakter vorgeworfen. So hatte Karl Lamprecht in Leipzig Kontakt zu Karl Bücher, welcher ihm einen „hohen Grade der Selbstüberschätzung“ attestierte und ihn als „schwer traitablen Kollegen“ (Braubach, 1965, zitiert nach Schorn-Schütte, 2014, S. 151) bezeichnete. In der historischen Analyse wurde bereits erwähnt, wie ablehnend die Sozialgeschichte auf das postmoderne Denken reagierte. Hans-Ulrich Wehler begegnete Michel Foucault mit heftiger Polemik, Foucault sei ein „intellektuell unredlicher, empirisch absolut unzuverlässiger, kryptonormativistischer ‚Rattenfänger‘ für die Postmoderne“. (Wehler, 1998, zitiert nach Eder, 2016, S. 323) „Um Foucaults theoretische Kritik am Konzept der Identität zu illustrieren, steckt der Bielefelder Professor die Nase in die schmutzige Unterwäsche des Biographischen: Selbstmordversuch, Drogenkonsum, SM-Praktiken, ja selbst für die Kolportage, Foucault habe sich Anfang der 80er Jahre möglicherweise bewußt mit Aids infiziert, ist sich Wehler nicht zu schade.“ (Aguigah, 1999), so wird Wehlers Angriff auf Foucault 1999 in der Zeitung taz beschrieben. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass persönliche und politische Gräben stärker auf die Wissenschaftsentwicklung einwirken als dies gerne zugegeben wird (Feyerabend, 2013, S. 24).

Politik kann eine Rolle spielen, wenn es darum geht wer in einem Fach Karriere macht und wer Steine in den Weg gelegt bekommt. Es sei an dieser Stelle auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die Wissenschaftler:innen Anfang bis Mitte des 20. Jahrhunderts haben konnten, wenn sie soziale Fragestellungen ins Auge fassten. Die Konservativen im Fach argumentierten nicht zwingend rational, warum man sich diesen Fragestellungen nicht widmen sollte, sondern

nutzten den Kommunismus als Feindbild zur Diskreditierung. Politik spielt ebenso eine Rolle, wenn die Wissenschaft durch äußere Umstände gelenkt wird. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten kam es zur vielfachen (Zwangs-)Emigration von Wissenschaftler:innen, die unter dem Regime drastische berufliche und persönliche Konsequenzen aufgrund ihrer Arbeit und/oder ihrer Identität zu befürchten hatten.

Feyerabend plädiert für eine Trennung von Staat und Wissenschaft, ähnlich der Trennung von Staat und Kirche. Die Wissenschaft sei im 20. Jahrhundert zu einer Institution geworden, die man ähnlich wenig anzweifeln dürfe. Feyerabend selbst sieht die Wissenschaft nicht als höhere Instanz der Wahrheit an als andere, nicht-wissenschaftliche Felder des Erkenntnisgewinns:

„Es gibt keine spezielle Methode, die den Erfolg gewährleistet oder wahrscheinlich macht. Die Wissenschaftler lösen Probleme nicht darum, weil sie eine Wünschelrute besitzen – die Methodologie oder eine Theorie der Rationalität –, sondern weil sie sich mit einem Problem lange Zeit beschäftigt haben, weil sie die Verhältnisse ziemlich gut kennen, weil sie nicht gerade dumm sind (was heutzutage, wo fast jeder Wissenschaftler werden kann, freilich schon recht zweifelhaft ist), und weil die Exzesse einer wissenschaftlichen Schule fast immer durch die Exzesse einer anderen ausgeglichen werden. (Außerdem lösen die Wissenschaftler nur selten ihre Probleme, sie machen eine Menge Fehler, und viele ihrer Lösungen sind völlig unbrauchbar.)“ (Feyerabend, 2013, S. 388)

Wenn eine Wissenschaft nun behauptet, nur sie würde zum wahren Erkenntnisgewinn führen, ist sie für Feyerabend Ideologie und betreibt Propaganda, weshalb man sie vom Staat und vom Bildungswesen trennen sollte (Feyerabend, 2013, S. 395). Als Beispiel der historischen Analyse kann hier selbstverständlich die ideologische Vereinnahmung der Wissenschaften unter den Nationalsozialisten genannt werden. Wenn eine Wissenschaft den alleinigen Wahrheitsanspruch erhebt und dieser von der Gesellschaft anerkannt wird, kann im Namen der Wissenschaft prinzipiell alles legitimiert werden.

Finanzielle Einflussfaktoren spricht Feyerabend ebenso mit kritischem Blick an:

„Die ‚normalen‘ Wissenschaften des späten 20. Jahrhunderts haben im Gegensatz zu den Wissenschaften, die ihnen vorangingen, jeden philosophischen Ehrgeiz aufgegeben und sind ein mächtiges Geschäft geworden, das das Bewußtsein der in ihm Tätigen beeinflusst. Gute Bezahlung, ein gutes Verhältnis zum Chef und den Kollegen in der »Abteilung« sind die Hauptziele dieser menschlichen Ameisen, die bei der Lösung winziger Probleme brillieren, denen weitere Gesichtspunkte aber fast völlig fehlen.“ (Feyerabend, 2013, S. 247)

Diese Feststellung soll in dieser Arbeit selbstverständlich nicht als pauschale Abwertung sämtlicher Wissenschaftler:innen ausgelegt werden. Doch die kritische Auswirkung finanzieller Interessen ist auch durch die vorangegangene historische Analyse nicht zu ignorieren. In der

Kommunikationswissenschaft hat die Ausrichtung der Forschung auf wirtschaftlich verwertbare Erkenntnisse und der Lehre auf einen gegenwärtigen bzw. zukunftsorientierten Praxisbezug dem historischen Teil des Faches keinen Gefallen getan. Fragen der Finanzierung von Forschungsprojekten und Karrieremöglichkeiten für junge Akademiker:innen beeinflussen seit Jahrzehnten, welche Fachbereiche institutionell gefördert werden und in welche Richtung es den akademischen Nachwuchs zieht.

Das stetige Aufbrechen des „Schubladen-Denkens“ in den Wissenschaften seit den 1980er Jahren, die radikale Pluralisierung von Forschungsthemen, Perspektiven, theoretischen Ansätzen und Methoden im postmodernen Sinne, kann als eine Bewegung hin zu Feyerabends Idealvorstellung des „Anything goes“ verstanden werden. „Anything goes“ wird teils als postmoderne Herangehensweise an die Wissenschaft interpretiert (Welsch, 1994, S. 19). Die Pluralität der Postmoderne beschreibt Welsch folgendermaßen: „Sie ist nicht mehr durch den Boden einer gemeinsamen Übereinstimmung getragen und entschärft, sondern tangiert die Definition noch eines jeden solchen Bodens.“ (Welsch, 1994, S. 14) Damit trifft sie in ihrer Radikalität einen ähnlichen Punkt wie Feyerabends Anarchismus. Die kommunikationsgeschichtlichen Teildisziplin wurde theoretisch und methodisch entgrenzt, ohne dass sich dabei eine bestimmte Richtung etablierte, die die Identität des Fachs bestimmt. Das kann als längerfristige Konsequenz des interdisziplinären Anspruchs verstanden werden, der mit der Orientierung an der Sozialgeschichte übernommen wurde. Im folgenden Kapitel soll daher die Frage gestellt werden, wie sich dieser Zustand auf die theoretische Struktur der Teildisziplin auswirkt und wie fruchtbar er für das Fach ist bzw. sein könnte.

5. Zur Lage der Kommunikationsgeschichte: Theorien in der kommunikationsgeschichtlichen Teildisziplin

In der vorangegangenen Analyse wurde gezeigt, dass die Teildisziplin Kommunikationsgeschichte, orientiert an der Geschichtswissenschaft und theoretisch inspiriert von und verankert in der Kommunikationswissenschaft, die radikale multidimensionale Pluralisierung ihres Gegenstands, ihrer Theorien und Methoden ihrer „Mutterdisziplinen“ übernommen hat. Zu Beginn dieses Forschungsvorhabens war geplant, eine Systematisierung kommunikationswissenschaftlicher Theorien zu versuchen. Dieser Versuch erscheint nun nach reichlicher und tiefgehender Auseinandersetzung mit dem Thema eine Herkulesaufgabe zu sein, der (falls überhaupt auf eine Weise umsetzbar bei der die gefundene Ordnung nicht arbiträr und unvollständig wäre) den Rahmen einer Masterarbeit bei weitem sprengen würde. Zudem ist die Frage zu stellen, ob ein solcher Systematisierungsversuch derzeit überhaupt eine zielführende Herangehensweise ist, um die Theorien der Teildisziplin zu fassen. Um diesen Eindruck zu begründen, muss tiefer in Kernprobleme und -debatten der Kommunikationswissenschaft eingetaucht werden.

Eine der am längsten andauernden Debatten im Fach ist die Frage nach dem Selbstverständnis. Die Kommunikationswissenschaft hat sozusagen Identitätsprobleme. Von der empirisch-sozialwissenschaftlichen Wende der 1960er Jahre ausgehend ist ein gerade seit den 2000er Jahren anwachsender empirisch-sozialwissenschaftlicher Mainstream zu erkennen (Altmeyden et al., 2017, S. 160). Zudem versteht sich das Fach als „Integrative Querschnittswissenschaft“ (Beiler & Bigl, 2017, S. 12). Trotzdem wird die Debatte bis heute in der Fachliteratur als emotional, intensiv und kontrovers beschrieben (Spiller et al., 2017, S. 131; Steininger & Hummel, 2015, S. 5). Es scheint allgemeine Unklarheit gegenüber den Grenzen des Faches zu herrschen: Nach Spiller et al. (2017, S. 121) würden Ansichten bezüglich der Integration von Theorien und Erkenntnissen aus den unterschiedlichsten Disziplinen und die ihnen beigemessene Relevanz stark variieren. In der Kommunikationswissenschaft scheint man sich bei wenig einig zu sein, außer bei dem Befund der Heterogenität im Fach. Der Zustand wird gängig als Fragmentierung oder Balkanisierung beschrieben (Kinnebrock et al., 2015, S. 16; Potthoff, 2017, S. 135). Forschungsgegenstände, Theorien und Methoden divergieren im Fach.

Altmeyden et al. beschreiben den Versuch, die Forschungstätigkeit der Kommunikationswissenschaft zu strukturieren und zu ordnen als den „Versuch, einen Pudding an die Wand zu nageln“. (2017, S. 159) In ihrer Auswertung zweier Mitgliederbefragungen der DGPK stellen sie eine „Polymorphie“ im Fach fest, liefern aber auch Hinweise auf ein schwerwiegendes Problem (Altmeyden et al., 2017, S. 160). Die Schwierigkeit, einen Theoriekanon der Kommunikationswissenschaft festzulegen formulieren sie folgend:

„In der Kommunikationswissenschaft ist es unmöglich, eine Landkarte relevanter Theorien und Theoriefelder zu erstellen. Der Versuch, eine solche zu zeichnen, scheiterte an der eklatant heterogenen Zuordnung gleicher Theorien in völlig unterschiedliche Felder.“ (Altmeyden et al., 2017, S. 168)

Es gibt zu viele Optionen, einzelne Theorien Theoriefeldern zuzuschreiben. Altmeyden et al. ziehen als Beispiel den Framing-Ansatz heran, der je nach Einsatz zu den Psychologischen Medientheorien, der Integrativen Sozialtheorie, den Wirkungstheorien, den Journalismustheorien, den Öffentlichkeitstheorien, den Sprachtheorien und den Nutzungstheorien zugeordnet werden kann. Ähnlich schwer zu fassen ist die Theorie der Mediatisierung (Altmeyden et al., 2017, S. 168-169). Das Grundproblem, das Altmeyden et al. ansprechen, ist eine allgemeine Begriffsunsicherheit:

„Darüber hinaus lassen die Daten vermuten, dass in der Fachgemeinschaft Unklarheit darüber besteht, was ein Thema und was eine Theorie oder Methode ist und wie sich Themen von Forschungsbereichen unterscheiden.“ (Altmeyden et al., 2017, S. 166)

Mit Potthoff kann man hier direkt anschließen, wenn er bemerkt „Konsensualisierte Begriffsdefinitionen (...) bilden sich innerhalb einzelner Forschungsgebiete kaum heraus.“ (2017, S. 142), da kommunikationswissenschaftliche Forschung allgemein wenig aufeinander aufbaue. Bevor nun weiter auf die konstatierte Begriffsunschärfe im Fach eingegangen wird, sollte tiefer besprochen werden, wie es um das Material- und in Konsequenz das Formalobjekt der Kommunikationswissenschaft bzw. der Kommunikationsgeschichte steht und wie sich dies auf den Umgang mit Theorien im Fach auswirkt.

Die Teildisziplin Kommunikationsgeschichte hat es im Prinzip mit einem doppelt entgrenzten Materialobjekt zu tun. In der Kommunikationswissenschaft wirkt die Mediatisierung als entgrenzende Kraft, wenn Medien und folglich auch ihre Logik alle Bereiche des Lebens zu durchdringen beginnen (Hasebrink, 2017, S. 104). Dadurch kann man angesichts medientechnischer Entwicklungen der letzten Jahre, z.B. Algorithmen in sozialen Medien, in vielen Fällen nicht von Massenkommunikation sprechen, wie es noch für die Presse und das Fernsehen gegolten hat. Um diese Entwicklungen innerhalb der Kommunikationswissenschaft

zu behandeln, musste das Materialobjekt von öffentlicher Kommunikation auf teilöffentliche und teilweise auch private Kommunikation erweitert werden (Hasebrink, 2017, S. 111; Steininger & Hummel, 2015, S. 87). Hasebrink diskutiert zugespitzt, welche Optionen das Fach diesbezüglich hat:

„Entweder wir grenzen uns ab gegenüber Gegenständen, die zwar irgendetwas mit technisch vermittelter Kommunikation, aber nichts mit öffentlicher Kommunikation zu tun haben (...) oder wir propagieren die nahezu grenzenlose Ausweitung des Gegenstandsbereichs und fühlen uns für alle Phänomene zuständig, bei denen Kommunikation, gleich ob mediengestützt oder nicht, eine Rolle spielt.“ (Hasebrink, 2017, S. 105)

Wagner fasst den Begriff „Massenkommunikation“ aus kommunikationsgeschichtlicher Perspektive kritisch ins Auge:

„Große Einigkeit herrscht in der Fach- und Populärliteratur darüber, Massenkommunikation sei ein öffentlicher, indirekter und einseitiger Ansprachevorgang an ein disperses Publikum. Da jedoch schnappt die Falle schon zu: Denn damit wäre Massenkommunikation genau genommen als Nicht-Kommunikation ausgewiesen und definiert. Man kann das Ganze auch vereinfachen und scheinbar historisch fixieren: Danach beginnt Massenkommunikation mit der »Massenpresse« im 19. Jahrhundert, also bei Zeitungen oder Zeitschriften mit Massenauflagen. Sind das nun 10.000 Exemplare oder 100.000 oder noch mehr? Aber warum nicht schon 1.000 oder 500 Exemplare pro Ausgabe – zumal das Merkmal »Auflage« über die tatsächliche Verbreitung kaum zuverlässige Auskunft gibt?“ (Wagner, 2017, S. 295)

Sich auf eine bestimmte „Publizitäts- oder Periodizitätsgröße“ festzulegen wäre so willkürlich, als würde man würfeln. Die Grenze der Massenkommunikation an der Massenpresse des 19. Jahrhunderts festzumachen, würde etwa ignorieren, dass sich schon seit dem späten 17. Jahrhundert eine Art ‚Massenkommunikation‘ über das gemeinsame Lesen und Vorlesen von Wochen- und Tageszeitungen herausgebildet hatte (Wagner, 2017, S. 295-296). In der Geschichtswissenschaft wurde die Entgrenzung einerseits durch die schrittweise Einbeziehung aller menschlicher Lebensaspekte, einer konsequenten „histoire totale“, vorangetrieben. Zudem kann argumentiert werden, dass der Gegenstand historischer Forschung ohnehin mit jeder vergehenden Sekunde erweitert wird, da auch neueste Zeitgeschichte in den Gegenstandsbereich fällt. Für die Kommunikationsgeschichte hat dies vor einigen Jahren die Perspektive der Geschichte digitaler Kommunikation geöffnet (Schwarzenegger et al., 2022, S. 11).

Die Kommunikationsgeschichte scheint also in einem Dilemma zu stecken. Durch die Entgrenzung können sich Felder wissenschaftlicher Betrachtung eröffnen, die Erkenntnisgewinn versprechen. Andererseits ist das Feld dann so weit angelegt, dass es einen

ungeheuren Forschungsaufwand bräuchte um die dadurch aufgeworfenen Berge an Forschungsarbeit zu bezwingen. Ein ressourcen- und personenintensiver Aufwand, den die Teildisziplin aufgrund ihres institutionellen „Schrumpfens“ aktuell nicht aufbringen können wird. Seethaler sieht keine Zukunft für die Kommunikationsgeschichte, solange sie nicht klar ausdrücken kann, womit sie sich beschäftigt: „Wer Formal- und Materialobjekt wissenschaftlicher Auseinandersetzung zu sehr »entgrenzt«, wird jede disziplinäre Identität verlieren.“ (Seethaler, 2019, S. 26)

Folglich steht es um die Theorien des Faches nicht besser. Es findet sich eine unüberschaubare Menge von „Theorien“ in der kommunikationswissenschaftlichen Forschung, nicht zuletzt deshalb, weil es keine Einigkeit darüber gibt, was nun eigentlich als Theorie gilt und was sie zu leisten hat (Potthoff, 2017, S. 140). Kinnebrock et al. bemerken eine „Fülle von theoretischen Bezügen, Ad-hoc-Ansätzen oder situativ angepassten Theoriekonzeptionen mittlerer Reichweite zur Rahmung empirischer Projekte.“ (2015, S. 16) Der Kommunikationswissenschaft wird immer wieder Trägheit bezüglich der tiefgehenden Auseinandersetzung mit Theorien nachgesagt. Das fange bei der Beschäftigung mit wissenschaftstheoretischen Grundlagen des Faches an, die selten hinterfragt werden würden (Steininger & Hummel, 2015, S. 4). Die Neubildung von Theorien komme im Fach nicht oft vor. Altmeppen et al. vermuten, dass sich der Aufwand nicht lohne, da empirische Forschungsprojekte deutlich stärker gefördert würden und somit weder ein finanzieller Anreiz noch der Anstieg persönlicher Reputation verbunden ist (2017, S. 174). Die gängige Theoriebildung im Fach beschreiben sie dagegen als „intensives Theorieshopping“ (Altmeppen et al., 2017, S. 173), also das mehr oder weniger reflektierte Übernehmen theoretischer Ansätze aus anderen Disziplinen. Die Vernachlässigung der Theoriebildung im Fach spiegelt sich auch in der Lehre wider. Bigl et al. (2017, S. 185) haben die Anteile von Lehrveranstaltungsthemen kommunikationswissenschaftlicher Fachbereiche analysiert. Demnach weisen 44% keinen Bezug zu Theorien und Methoden auf, was auf einen Praxisfokus in der Lehre zurückgeführt wird. Historische Theorien machen demnach unter 1% der Lehrveranstaltungsthemen aus.

Was wird nun aber in der Kommunikationswissenschaft als Theorie verstanden?

„Vieles, was sich in der Kommunikationswissenschaft als ‚Theorie‘, ‚Ansatz‘ oder gar Paradigma geriert, ist nicht mehr als ein Erklärungsbruchstück, im günstigen Fall eine gute Idee oder Hypothese.“ (Schulz, 1984, zitiert nach Ruhrmann et al., 2000, S. 296)

Steininger und Hummel kategorisieren drei verschiedene Auffassungen von Theorien in der Kommunikationswissenschaft als: „1. Theorien als System thematisch und logisch widerspruchsfrei verbundener Aussagesysteme über einen bestimmten Teilbereich der Wirklichkeit, der sich an eben dieser Wirklichkeit bewähren muss.“ (2015, S. 90), diese Bewährung erfolgt durch das Falsifikationsprinzip des Kritischen Rationalismus (Steininger & Hummel, 2015, S. 88). „2. Theorien als soziale Konstrukte, welche das Deuten sozialer Sachverhalte nach angebbaren Regeln ermöglichen. Einzelne Beobachtungen werden (...) aus dem jeweiligen Theorieverständnis erklärt.“ (Steininger & Hummel, 2015, S. 90) Legitim sind folglich jene Theorien, die in der wissenschaftlichen Gemeinschaft akzeptiert werden. Zudem nennen sie als dritte Ausprägung Theorien mit reflexiv-wissenssoziologischem Anspruch.

Ausgehend von dieser Einteilung zeigt sich ein widersprüchliches Bild im Fach: Steininger und Hummel stellen keine Konkurrenz unter den Theorien der Kommunikationswissenschaft fest, es gehe im Fach nicht um die Geltung als Paradigma (2015, S. 18). Hasebrink wiederum bemerkt aber, den Methoden im Fach käme die „Rolle des Allerheiligsten“ zu, wodurch innerhalb der Selbstverständnisdebatte schnell ein Fokus auf die Methoden der empirischen Sozialwissenschaft festgelegt war (2017, S. 114). Hier lässt sich Wagners Argumentation einhaken, der die Wende der Kommunikationswissenschaft zur empirischen Sozialwissenschaft kritisch betrachtet. Der Empiriebegriff wäre im Fach überwiegend auf quantitative Methoden der Datenerhebung und -auswertung reduziert worden (2017, S. 257). Dieses Empirieverständnis „wurde dann wie eine große Grenzmauer gegen die sogenannte »Geisteswissenschaft« errichtet – die bis heute ihre Wächter- und Abwehrfunktion erfüllt. Anstatt den klassischen, auf Aristoteles zurückgehenden Erfahrungsbegriff und seine komplexe, weit gefächerte Bedeutung wenigstens kritisch zu prüfen, wischte man ihn einfach weg.“ (Wagner, 2017, S. 258). Wagner führt dieses Argument als Grund an, weshalb die historische Perspektive im Fach so an Relevanz verloren hat (2017, S. 259). Quantitative Methoden finden in der historischen Kommunikationsforschung nur selten Anwendung, da die Quellen für eine solche Untersuchung in angemessener Zahl vorhanden sein müssen und nur auf Fragestellungen bezogen werden können, die keine Quellenkritik voraussetzen (Stöber, 2014, S. 46). In der Geschichtswissenschaft findet sich das Verständnis, dass historische Forschung dann als empirisch begriffen wird, wenn die Forschung direkt an Quellen passiert (Jordan, 2021, S. 30). Folglich stellt sich hier die Frage, ob historische Forschung an das Empirieverständnis der Kommunikationswissenschaft anknüpfen kann. Steininger und Hummel (2015, S. 57-58) nennen nach Schurz den „Minimalen Empirismus“ als eine von fünf

erkenntnistheoretischen Annahmen, denen alle empirischen Disziplinen wie die Kommunikationswissenschaft folgen. Der Gegenstandsbereich müsse für Beobachtung bzw. Erfahrung zugänglich sein und Hypothesen und Theorien daran überprüft werden. Der Fokus auf das Prüfen und Falsifizieren von Hypothesen hängt mit dem Hang des Faches zum Kritischen Rationalismus als wissenschaftstheoretischer Grundlage zusammen, wobei „Falsifizierbarkeit zum Abgrenzungskriterium zwischen Wissenschaft und Spekulation“ (Steininger & Hummel, 2015, S. 71) wird. Damit wäre jedoch nicht nur die historische Forschung, sondern auch anderweitige empirisch-qualitative und hermeneutische Forschung abqualifiziert. Die Wahl der Theorie und Methode ist eng miteinander verbunden, wodurch nicht-falsifizierbare Theorien Gefahr laufen könnten, nicht akzeptiert zu werden. Genauer betrachtet entziehen sich große Teile des kommunikationswissenschaftlichen Theoriegebiets der empirischen Prüfung. Scholl (2011, S. 15) merkt an, dass etwa Gesellschaftstheorien, wie die Systemtheorie oder die Kritische Theorie, nach der Auffassung des Kritischen Rationalismus nicht empiriefähig wären. Stöber (2014, S. 48) führt dazu aus:

„Nimmt man Falsifizierbarkeit als hartes Kriterium, bliebe allerdings keine einzige kommunikationswissenschaftliche Theorie übrig; selbst die Medienwirkungstheorien nicht, da sie probabilistisch argumentieren und mithin ihre Widerlegung im Einzelfall schon „eingebaut“ haben.“

Sie entsprechen also gesamt vielmehr der Auffassung von Theorien als Deutungsrahmen sozialer Sachverhalte. Theorien werden demnach nicht durch Hypothesenbildung am empirisch fassbaren Sachverhalt auf ihre Erklärungskraft geprüft, sondern dienen umgekehrt als Werkzeug zur Interpretation des Sachverhalts. Man könnte sie so gesehen auch als Forschungsheuristiken bezeichnen (Schildt, 2001, S. 180).

Die vorangegangene Argumentation zeigt innerhalb der Kommunikationswissenschaft auf, dass auf methodischer Ebene eine Tendenz der Präferenz quantitativer Zugänge auf Basis des Kritischen Rationalismus besteht, obwohl ihre Theorien streng genommen nicht falsifiziert werden können, da sie aus einem nicht-naturwissenschaftlichen Wissenschaftsverständnis erwachsen sind. Hier soll an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden, da eine tiefergehende Diskussion den Rahmen dieser Masterarbeit wohl sprengen würde. Mitnehmen können wir aber daraus, dass dieser wissenschaftstheoretische Spagat zu einer Unschärfe im Theorieverständnis der Kommunikationswissenschaft beitragen könnte.

Ein weiteres Problem, das bereits angesprochen wurde, ist die begriffliche Unschärfe im Fach. So schreiben Ruhrmann et al. (2000, S. 299): „Diffuse Begrifflichkeiten werden zur primären Sollbruchstelle kommunikations- und medienwissenschaftlicher Theorien.“ Zentrale Begriffe

wie Kommunikation oder Medien haben oft viele unterschiedliche Definitionen und Interpretationen, die Reflexion dessen sei ein blinder Blick. So würden unter den Medienbegriff „u.a. semiotische Kommunikationsinstrumente, Materialien der Kommunikation, Sinnmedien, technische Mittel und soziale Organisationen zur Herstellung und Verbreitung von Medienangeboten und schließlich die Medienangebote selbst“ (Ruhrmann et al., 2000, S. 298) fallen. Sie argumentieren, der Kommunikationswissenschaft fehle es an einem begrifflichen, theoretischen und methodischen Immunsystem, dessen Aufgabe nicht die Grenzziehung zu neuen Impulsen ist, sondern ein starkes disziplinäres Fundament zu legen, das durch die Interdisziplinarität des Faches ausgelöste Spannungen ertragbar macht (Ruhrmann et al., 2000, S. 299-300).

Die Gefahr in der Verbindung unscharfer Begrifflichkeiten und Theorien lässt sich an Stöbers Ausführungen zur konzeptionellen Unterscheidung der Begriffe Kommunikationsgeschichte, Mediengeschichte und der Geschichte öffentlicher Kommunikation aufzeigen (eingangs in Kapitel 2.1 beschrieben):

„Die Unterscheidung der drei Bindestrich-Geschichten hängt also ganz maßgeblich von den Begriffsdefinitionen zu Medien, Kommunikation und Öffentlichkeit ab: Hier soll Kommunikation als Austausch von und Verständigung über Bedeutungen definiert werden, an der mindestens zwei Menschen beteiligt sind. Kommunikation wird als sozialer Prozess verstanden. Medien sind jene Mittel, die dem zwischenmenschlichen Austausch und der Verständigung dienen; sie sind soziale Institutionen. Öffentlichkeit ist somit Plattform oder Resonanzboden, auf denen Kommunikation stattfindet und Medien benutzt werden; Öffentlichkeit ist ein sozialer Raum.“ (Stöber, 2014, S. 45)

Die drei Begriffe, auf denen seine Unterteilung aufbaut, sind nur lose definiert. Angesetzt werden kann hier direkt, wenn er als Folge dieser Argumentation ausschließlich Formen privater Kommunikation als Materialobjekt der Kommunikationsgeschichte im engeren Sinn nennt und diese mit der Geschichte der öffentlichen Kommunikation kontrastiert (Stöber, 2014, S. 47). Dieser Kontrast beginnt zu schwanken, sobald teil- bzw. semi-öffentliche Kommunikationsräume bestehen, egal, ob es sich um kollektive Lesekreise von Zeitungen im 17. Jahrhundert handelt oder um neueste Geschichte digitaler Kommunikation. Es wäre auch falsch, anzunehmen, dass sich selbst singuläre historische Untersuchungen sauber in eine der drei Kategorien einordnen lassen würden. Denn die historische Untersuchung lässt unter Umständen durch ihre Fülle an Perspektiven (soziale, politische, ökonomische, kulturelle, etc. / Mikro-Meso-Makro/...) eine holistische Betrachtung zu. Bereits in den 1990er Jahren entwickelten sich in der Kommunikationsgeschichte Ansätze zum konkreten Umgang mit Theorien:

„Ein möglicher Paradigmenwechsel der Kommunikationsgeschichte bestünde also darin, Theorien und Methoden nicht als einander konkurrierende gegenüberzustellen und von ihnen graduell mehr oder weniger ausgeprägte Leistungen zu erwarten, sondern sie gleichzeitig auf einer ihrem Spezifizierungsgrad angemessenen Ebene einzusetzen; sind die verschiedenen Untersuchungsebenen über einen logischen Bezugsrahmen miteinander verbunden, werden sich daraus weiterreichende Ergebnisse synthetisieren lassen, als dies die Beschränkung auf traditionelle Theoriemuster zulässt.“
(Maierbrugger, 1993, S. 29)

Maierbrugger entwirft hier eine Idealvorstellung, mit der man wieder an Feyerabend anknüpfen könnte. Man darf alte Muster durchbrechen um einen Erkenntnisfortschritt zu erreichen. Wenn es darum geht Theorien heuristisch zu nutzen, können passende Theorien anwendungsbezogen zu Theoriebündeln bzw. Rahmentheorien kombiniert werden. Ähnlich findet sich diese Vorstellung auch bei Lerg (1992, S. 224-227). Stöbers Zuordnung verschiedener Theorien bzw. Theoriegebiete zu seiner unterteilten Kommunikationsgeschichte ist damit nur schwer zu vereinen:

„Je nach Schwerpunkt der historischen Forschung werden dabei unterschiedliche Theorien und Modelle bevorzugt zum Einsatz kommen: In der Kommunikationsgeschichte das handlungstheoretische Paradigma vom symbolischen Interaktionismus bis hin zur Theorie des Kommunikativen Handelns; in der Geschichte der öffentlichen Kommunikation Theorien vom Arenenmodell bis zu Schweigespirale und Systemtheorie; in der Mediengeschichte von Apparatus-Theorien über Evolutions-, Innovations- und Diffusionstheorien bis hin zu speziellen Medientheorien, z. B. der Filmtheorie.“ (Stöber, 2014, S. 51-52)

Diese Zuordnung von kommunikationswissenschaftlichen Theorien mag innerhalb den lockeren Begriffsdefinitionen des Beitrags Sinn gemacht haben, sie steht und fällt jedoch mit ihnen. Wir können folglich festhalten, dass die Begriffsarbeit für die Kommunikationsgeschichte wie auch allgemein für die Kommunikationswissenschaft von essentiell Wert ist und nicht vernachlässigt werden darf. Unklare Begriffsdefinitionen und große (wissenschafts-)theoretische Diversität im Fach machen einen Systematisierungsversuch zum heutigen Zeitpunkt obsolet. Eine Systematisierung würde Klarheit implizieren oder sogar vorgaukeln, wo keine ist. Altmeppen et al. stellen fest, dass der frühere Forschungsfokus der Kommunikationswissenschaft auf den Journalismus, der ja in der Kommunikationsgeschichte über die Pressegeschichte ebenso vorhanden ist, lange Zeit überdeckt hat, dass dem Fach die Kernfrage fehlt (2017, S. 172). Somit kann man das Blatt drehen und wenden wie man will, solange diese Probleme bestehen wird die Übersicht über die eigene Disziplin nicht einfacher werden.

In Bezug auf die Sinnhaftigkeit einer Systematisierung kann zudem noch mit einem ganz anderen Punkt ergänzt werden. Frei hat 1989 geschrieben, anstatt sich voreilig der Theoriebildung und Konzeptionalisierungen zu widmen, sollte die Kommunikationsgeschichte „konkrete Arbeit an ausgewählten Problemen und auf solider Quellenbasis“ (S. 102) vornehmen. Eine ähnliche Forderung findet sich auch bei Schmolke (1987, S. 97). Man muss folgendes bedenken: Wir haben festgestellt, dass sich Material- und Formalobjekt der Kommunikationsgeschichte entgrenzt haben, was für diese Überlegung bedeutet, dass hier das Potential für verschiedenste kommunikationsgeschichtliche Forschungsfelder besteht. Wir haben auch festgestellt, dass der Empiriebegriff für Historiker:innen ein anderer ist als in der Kommunikationswissenschaft üblich. Das heißt, mit der perspektivischen Öffnung für alle Aspekte historischer Kommunikation wird auch ein Berg an empirischer Quellenarbeit aufgeworfen. Dass Freis Anstoß zur Kanalisierung des Forschungsfokus auf die Erhebung von reinem Faktenwissen auch heute noch gehört werden sollte, kann beispielhaft mit einer Kritik Wagners an neueren Arbeiten zur Journalismusgeschichte begründet werden: Nach Wagners Einschätzung können etwa die berufsgeschichtlichen Darstellungen von Jörg Requate und Thomas Birkner aus den 1990er bzw. 2010er Jahren nicht mit einer Journalismus-Studie von Dieter Paul Baumert aus dem Jahr 1928 mithalten, da sie eklektizistisch Fakten auswählen und andere ignorieren würden, wodurch bei ihnen das Bild entstehe, der Journalismus hätte sich erst im 19. Jahrhundert entwickelt, da sie erst ab der Herausbildung des redaktionellen Journalismus von tatsächlichem Journalismus sprechen würden (Wagner, 2017, S. 266).

„Um in beiden Fällen die sachliche Verengung und die zeitliche Verkürzung des Journalismus-Phänomens zu legitimieren, musste die von Baumert präzise gegebene Gegenstandsbestimmung, dass Journalismus von Anfang an und stets an Nachrichtenarbeit gebunden ist, vom Tisch. Sodann mussten die Autoren sämtliche Arbeits- und Berufsregeln im Journalismus negieren, die sich spätestens seit dem 17. Jahrhundert verfestigen, sich aber schon ein Jahrhundert zuvor aus den diversen Frühformen journalistischer Nachrichtenarbeit herauszukristallisieren begannen; und dies, obwohl bekannt ist, dass die Herausbildung von Arbeits- und Berufsregeln konstitutiv für Professionalisierungsprozesse ist.“
(Wagner, 2017, S. 266-267)

Wenn historische Fakten nicht zuerst aus Quellen herausgearbeitet werden bzw. bereits bekanntes Faktenwissen ignoriert wird, nützt jegliches weiteres Vorgehen, ob theorieorientiert oder nicht, nicht dem tatsächlichen Erkenntnisgewinn. Angesichts der Tatsache, dass der empirische Forschungsaufwand nicht immer von einzelnen Wissenschaftler:innen geleistet werden kann bzw. je nach Fragestellung das nötige Quellenmaterial nicht oder unentdeckt in Archiven existiert, schließt Stöber folgendes:

„Da muss man sich immer wieder auf die Literatur und auf die Forschungsergebnisse Dritter verlassen, quantitative Verdichtung betreiben, kann nur an einzelnen, ausgewählten Stellen in die Tiefe bohren, muss fehlende empirische Belege durch theoretisch geleitete Interpretationen interpolieren und man muss die verschiedenen Möglichkeiten kombinieren.“ (Stöber, 2014, S. 51)

Theoretische Ansätze auf historische Sachverhalte rückzuprojezieren birgt jedoch ein gewisses Risiko, wenn empirisches Wissen fehlt, da die „historische Konstellation“ damit verfehlt werden kann und man Gefahr läuft, anachronistisch zu werden (Schildt, 2001, S. 180). Der Historiker Tim Neu schlägt eine Handhabungsweise für Theorien vor, die diese Gefahr zu umgehen versucht und ebenfalls nicht, wie von Stöber vorgeschlagen, fehlende Empirie durch Theorie zu ersetzen. Neu nutzt an Bruno Latour angelehnt die Metapher eines alchemistischen Labors, um die übliche Anwendung von Theorien an historischem Material zu veranschaulichen. Die Theorie würde darin die Rolle des Stein der Weisen einnehmen, die ‚bleierne‘ Empirie als magische Zutat durch ihre Interpretation in Gold verwandle. So werde die Verstehens- und Erklärungsleistung jedoch von der empirischen Quellenarbeit auf die Theorie verlagert, wird die Theorie nicht akzeptiert, leidet die empirische Forschungsleistung darunter (Neu, 2021, S. 41). Stattdessen schlägt Neu vor, die Theorie am empirischen Material direkt miteinzubeziehen, sie als „orientierende Suchoptiken“ zu nutzen. Allein über die Darstellung des empirischen Materials sollte also die ‚Richtigkeit‘ der genutzten Theorie zutage treten können, selbst wenn die Theorie nicht explizit erwähnt wird (Neu, 2021, S. 45).

Es scheint offensichtlich, dass die Teildisziplin Kommunikationsgeschichte ebenso wie die Kommunikationswissenschaft ihre Kernprobleme bezüglich ihres Gegenstandsbereichs, ihrer Begriffsbildung, ihrer Herangehensweise an Theorien und ihrer wissenschaftstheoretischen Selbstreflexion angehen muss.

6. Conclusio und Ausblick

Im Rahmen der historischen Analyse konnte die schrittweise Erweiterung historischen Denkens festgestellt werden. Doch ist es weniger so, dass alte geschichtsphilosophische Annahmen ab einem bestimmten Zeitpunkt „ausgedient“ haben, vielmehr bestehen Teile des Historismus und der Struktur- und Sozialgeschichte bis heute in der historischen Forschung, das Feld möglicher ontologischer und epistemologischer Vorannahmen hat sich diversifiziert. Klare Abgrenzungen zueinander sind in der Wissenschaftspraxis eher als das Resultat von Lagerbildung, Legitimierungsversuchen und Machtkämpfen zu verstehen, deren Ursprung nicht direkt in unterschiedlichen „vernünftigen“ wissenschaftlichen Meinungen liegt, sondern in außerwissenschaftlichen, politisch geprägten Entwicklungen. Diese Entwicklungen in der Geschichtswissenschaft hatten direkte Auswirkungen auf die kommunikationshistorische Forschung, die sich an der Geschichtswissenschaft durchaus ausgerichtet hat. Die Kommunikationsgeschichte als Teildisziplin machte den Wandel vom Historismus zur Struktur- und Sozialgeschichte zur Kulturgeschichte und der folgenden Pluralisierung im postmodernen Sinne zeitverzögert durch. Während die Geschichtswissenschaft in den 1960er Jahren den Anstoß zur Sozialgeschichte (als perspektivisch leitende Herangehensweise, nicht nur als Bindestrich-Geschichte) gab, beginnt der Diskurs darüber an der kommunikationsgeschichtlichen Teildisziplin erst gegen Ende der 1970er Jahre. Zu diesem Zeitpunkt befand sich die Geschichtswissenschaft schon im Aushandlungsprozess zwischen der Sozialgeschichte und der Kulturgeschichte. Direkte Belege konnten zwar nicht dafür gefunden werden, angesichts der kommunikationswissenschaftlichen Fachgeschichte kann jedoch die Vermutung geäußert werden, dies könnte mit der empirisch-sozialwissenschaftlichen Wende im Fach zu tun haben, deren Prozess bis in die 1980er Jahre dauerte. Eventuell haben die Grabenkämpfe innerhalb der Kommunikationswissenschaft zwischen dem historisch-hermeneutischen Lager und dem empirisch-sozialwissenschaftlichen Lager dazu geführt, dass sich die Kommunikationsgeschichte als Teildisziplin neu ordnen und stabilisieren musste, bevor an eine theoretische Öffnung zu denken war. Die Teildisziplin wollte sich einerseits an der Kommunikationswissenschaft ausrichten, angesichts des drohenden Relevanzverlustes historischer Perspektiven innerhalb des Faches ist dies als Versuch zu werten, trotz differierendem Wissenschaftsverständnis ernstgenommen zu werden. Andererseits orientierte sich die Kommunikationsgeschichte an den Ansätzen der Geschichtswissenschaft, da sich auch diese im 20. Jahrhundert durch die interdisziplinäre Öffnung gewandelt hatten. Die Teildisziplin

musste eine eigene, neue Herangehensweise finden, um relevant zu bleiben, weshalb der Aufbruch von der Presse- oder Mediengeschichte zur Kommunikationsgeschichte verkündet wurde.

„Aber hat der einst in Wien beschworene „Aufbruch“ auch in der Kommunikationswissenschaft tatsächlich stattgefunden? Skepsis wurde diesbezüglich in Dortmund artikuliert. Ist es nicht vielleicht allein schon ein Rückschritt, dass man 1986 in Wien zum Thema „Wege zur Kommunikationsgeschichte“ zusammengekommen war und nun im Jahr 2025 über „Was ist Kommunikationsgeschichte“ debattierte – also die basalere Kernfrage ins Zentrum rückte, während man einst schon weiter auf dem Wege zu Antworten schien?“ (Behmer, 2025, S. 2-3)

Diese Frage mag hart formuliert sein, trifft aber das Kernproblem der Teildisziplin, das auch zum gescheiterten Systematisierungsversuch dieser Masterarbeit beigetragen hat. Der Kommunikationsgeschichte fehlt eine klare Identität. Sie hat mit den selben Problemen der Entgrenzung zu kämpfen, wie die Kommunikationswissenschaft, inklusive Uneinigkeit bei Begriffsdefinitionen. Die Kommunikationswissenschaft selbst kann als Integrationsdisziplin aktuell keine klaren Grenzen definieren, was an der bestehenden Heterogenität des Faches liegt. Potthoff sieht dabei nicht nur auf die Kommunikationswissenschaft bezogen einen Trend der Fragmentierung, der durch einen zunehmenden Grad der Spezialisierung in der Wissenschaft ausgelöst wurde, da sich genug Wissen akkumuliert habe (2017, S. 138). Diese Fragmentierung ist auch allgemeiner auf die Beobachtung zurückzuführen, dass das postmoderne Denken Auswirkungen darauf hat(te), wie über Wissenschaft und Wahrheit nachgedacht wurde und das alte „Schubladendenken“ größtenteils verworfen wurde.

Dabei erlebt die Kommunikationsgeschichte gleichzeitig eine Verlustgeschichte, da ihr die Professuren, Raum in der Lehre und in Fachzeitschriften und der historisch ausgebildete Nachwuchs abhandenkommt. So kommt es, dass die Kommunikationsgeschichte, zumindest in ihrer Bindung an die Kommunikationswissenschaft, in einen Wettlauf mit der Zeit gerät, wenn sie um ihr Überleben kämpfen will. Es mag fatalistisch sein, aber bedenkt man die fehlenden Karriereperspektiven für angehende Kommunikationshistoriker:innen in der Kombination mit den Identitätsproblemen der Teildisziplin, sieht die Zukunft düster aus. Wenn die Kommunikationsgeschichte weiterhin bestehen will, hat sie einige wenige Optionen, die im Zuge dieses Kapitels noch ausgeführt werden sollen.

Es lässt sich also zusammenfassend feststellen, dass die Orientierung der Kommunikationswissenschaft an den Sozialwissenschaften eine Abkehr von historischen Perspektiven im Fach begründet hat. Auf den Einsatz von Theorie bezogen sind der

Kommunikationsgeschichte nur forschungspraktische Grenzen gesetzt, im Grunde steht ihr aber beinahe der gesamte Fundus kommunikationswissenschaftlicher bzw. auch anderweitiger sozialwissenschaftlicher Theorien offen, insofern sie sich an der spezifischen historischen Situation und im Rahmen der verfügbaren Quellen anwenden lassen. Ein entgrenztes Material- und Formalobjekt sollte nach Feyerabends Überlegungen nun eigentlich zu einer fruchtbaren theoretischen Vielfalt an Alternativen führen. Aktuell ist kaum zu beantworten, ob die Einbeziehung sozialgeschichtlicher und kulturgeschichtlicher Herangehensweisen in der Kommunikationsgeschichte gescheitert sind die Theoriebildung voranzutreiben. Grundsätzlich erlaubt historisches Arbeiten nach sozial- oder kulturgeschichtlichem Schema die offene Nutzung von Theorien als Interpretationsrahmen historischer Forschung. Das institutionelle und personelle Schrumpfen der Kommunikationsgeschichte erscheint hier bedeutender in seiner lähmenden Wirkung. Bedenkt man Feyerabends Beschreibung der Wissenschaftsentwicklung, könnte es zudem noch einen weiteren Grund geben, weshalb es keine großen theoretischen „Durchbrüche“ zu geben scheint: Feyerabend beobachtete, dass Regeln und feste Forschungstraditionen radikal gebrochen werden sollen um einen Erkenntnisfortschritt zu erzielen. Neue Theorien würden sich zu Beginn durchsetzen, weil sie unkonventionell seien. Nun steht die Frage im Raum, welche methodologischen Regeln oder theoretischen Traditionen gebrochen werden können, wenn das aktuelle Paradigma der Forschung „Pluralität“ lautet. Es kann im Rahmen dieser Masterarbeit vermutet werden, dass es sozusagen keine „Rebellen“ geben kann, wenn alles erlaubt ist. Damit könnte die nötige Reibung fehlen, die bestimmte Theorien oder Herangehensweisen zu einem bestimmten Paradigma stilisieren. Feyerabend (2013, S. 25) schreibt:

„Die Schaffung eines Gegenstands und die Schaffung und das vollständige Verständnis einer richtigen Vorstellung von dem Gegenstand gehören sehr oft zu ein und demselben unteilbaren Vorgang und lassen sich nicht trennen, ohne diesen zu unterbrechen.“

Angesichts dessen kann man die Frage stellen, inwiefern theoretische Erfolge erst durch Diskurs konstruiert werden, zumindest wenn dies Theorien betrifft, die „lediglich“ heuristisch als Deutungsrahmen für die empirische Forschung gelten.

Im folgenden Abschnitt sollen von diesem Befund ausgehend Chancen und Risiken für die Teildisziplin besprochen werden und die Zukunftsperspektiven innerhalb der Kommunikationswissenschaft reflektiert werden.

Die Chancen, die die Kommunikationsgeschichte durch ihren breit gefächerten Raum von Theorien hat, sind schnell auf den Punkt gebracht, denn sie unterscheiden sich nicht von jenen,

die sich für die Kommunikationswissenschaft als Dachwissenschaft ergeben. Altmeyden et al. sehen folgenden Vorteil:

„...,dass die Stärken des Faches darin bestehen, die Vielfalt des Gegenstandes forschend aufzugreifen zu können. Allerdings ist dieser Gegenstand selbst höchst fluid und verändert sich andauernd. Dem begegnet die Kommunikationswissenschaft mit einer fachlichen Vielfalt an Theorien und Methoden. Mit dieser Offenheit für neue Entwicklungen entsteht im Fach selbst eine hohe Dynamik, um die komplexen kommunikativen gesellschaftlichen Prozesse zu durchdringen.“ (Altmeyden et al., 2017, S. 172)

Die Unklarheiten im Fach, bezüglich seinen Grenzen und Theorien, sehen sie positiv formuliert „eine Herausforderung zum Dialog des Faches mit sich selbst“. (Altmeyden et al., 2017, S. 160) Auch wenn man nach Feyerabend argumentiert ist die Pluralität der anwendbaren Theorien nur zu begrüßen. Es besteht keine dogmatische Einschränkung, die neue Blickwinkel und Herangehensweisen verhindern wollen. In dieser Hinsicht steht sowohl der Verwendung von bereits bestehenden Theorien in der kommunikationshistorischen Forschung als auch der Theorie Neubildung am historischen Material nichts im Wege.

Die Risiken, die sich aus diesem Zustand ergeben sollen zuerst für die Kommunikationsgeschichte erklärt werden. Angesichts der Verdrängung der Kommunikationsgeschichte in der Kommunikationswissenschaft sollen anschließend die Risiken erörtert werden, die sich aus dieser Enthistorisierung für die Kommunikationswissenschaft und ihre Theorien an sich ergeben. Als spezifisches Risiko für die Kommunikationsgeschichte kann eine empirische Untersuchung Potthoffs herangezogen werden:

„Es lässt sich vermuten, dass Erkenntnisse eines Forschungsfeldes in anderen Forschungsfeldern als umso weniger nützlich angesehen werden, je stärker seine Erkenntnisse auf ein spezifisches Detail fokussiert sind, je stärker seine Erkenntnisse nur in einem bestimmten Kontext gelten, je stärker sich sein Forschungsobjekt von anderen Forschungsobjekten der Disziplin unterscheidet und je stärker seine Erkenntnisse aus einer eigenen Forschungsperspektive generiert werden.“ (Potthoff, 2017, S. 152)

Nun ist es so, dass diese Punkte je nach Auslegung durchaus auf die kommunikationshistorische Forschung zutreffen können. Allein der Blick in die Vergangenheit könnte für Nicht-Historiker:innen im Fach eine zu fremde Perspektive sein, um sich unaufgefordert darauf einzulassen. Wenn die Kommunikationsgeschichte wieder an Relevanz für die empirisch-sozialwissenschaftliche Kommunikationswissenschaft gewinnen will, muss sie dringend Wege finden, Brücken zu ihr zu bauen, die den Einstieg in die historische Perspektive auch für historische Laien erleichtert. Stärker auf eine historisch fundierte Theoriebildung und

Begriffsarbeit zu setzen, die die Kommunikationswissenschaft allgemein bei ihren Problemen mit Grenzen, Identität und Theoriechaos unterstützt, könnte einen Weg darstellen. Zudem teilt sich die Teildisziplin Kommunikationsgeschichte Risiken mit der Kommunikationswissenschaft. So schreibt Wagner die kommunikationswissenschaftlichen Denominationen wären mit ihrer Entgrenzung „fortan anfällig für alle epistemologischen Modetorheiten.“ (Wagner, 2017, S. 259) Welsch zieht Baudrillard heran, um auf das Risiko der Postmoderne hinzuweisen, die grundsätzlich grenzenlose Pluralisierung (in diesem Fall von Theorien) könnte Indifferenz auslösen, da eine große Auswahl mit der Bedeutungslosigkeit des Einzelnen einhergehen kann (1994, S. 20). Altmeppen et al. sehen das Fehlen einer klaren fachlichen Identität kritisch „in einer unverständlichen Kommunikation nach außen wie nach innen.“ (2017, S. 172), wodurch gesellschaftliche Relevanz schwer klargemacht werden kann. Auf die Kommunikationsgeschichte bezogen könne man auch argumentieren, dass sie, beispielsweise mit ihrer unscharfen begrifflichen Trennung von Kommunikations- und Mediengeschichte und der Geschichte öffentlicher Kommunikation, ebenso von Kommunikationsproblemen betroffen sein kann. Für die Kommunikationswissenschaft führt die angesprochene Enthistorisierung nach Bösch zu einem „unreflektierten Aktualismus, der die Chance verspielt, die gegenwärtige Urteilsbildung durch historische Perspektiven zu schärfen.“ (Bösch, 2015, S. 4) Wagner geht noch einen Schritt weiter. Demnach ist eine historische Fundierung kommunikationswissenschaftlicher Theoriebildung sogar essentiell.

„Man kann die Zeitung nicht begreifen ohne ihre Geschichte. Man kann Massenkommunikation nicht begreifen ohne ihre Geschichte. Man kann Journalismus nicht begreifen ohne seine Geschichte. Wir lernen aus der Geschichte – und nur aus ihr –, was diese Kulturphänomene sind.“ (Wagner, 2017, S. 287)

Theorie ohne Geschichte würde demnach Trugbildern Raum geben und den Entwicklungen ihre Komplexität rauben (Wagner, 2017, S. 299). Angesichts der schwierigen Lage, in der sich die Kommunikationsgeschichte innerhalb der Kommunikationswissenschaft befindet, sind die folgenden Zukunftsperspektiven nur vorsichtig zu formulieren:

Wenn kommunikationsgeschichtliche Forschung ihre Relevanz in Zukunft steigern will, sollte sie überlegen, wie sie dem Fach auch für die nicht-historische Forschung von Nutzen sein kann. Auf mögliche Wege wurde bereits verwiesen. Es könnte zudem versucht werden durch methodologische Anpassungen in der Anwendung von Theorien eine Brücke zum empirisch-sozialwissenschaftlichen Empirieverständnis der Kommunikationswissenschaft zu schlagen. In Kapitel 5 wurde die Herangehensweise des Historikers Tim Neu vorgestellt, wonach eine Theorie nicht im Sinne einer „magischen Zutat“ zur empirischen historischen Arbeit

hinzugefügt werden sollte, sondern sich die Sinnhaftigkeit ihrer Anwendung aus dem historischen Material heraus direkt ergeben muss. Vielleicht wäre diese Herangehensweise ein Weg, die historische Arbeitsweise für empirisch-analytisch forschende Sozialwissenschaftler:innen zu kommunizieren. Die Teildisziplin sollte dabei darauf achten, nicht allein ihren Nutzen für die Orientierung im Hier und Jetzt zum Kernargument für ihre Relevanz im Fach zu machen, da sie sonst Gefahr laufen könnte sich auf das „Abstellgleis“ der Hilfswissenschaft zu begeben (Merziger, 2020, S. 29). Die Kommunikationsgeschichte sollte ihre fachliche Identität finden oder zumindest einen temporären, flexiblen Rahmen abstecken. Ihr Theorienkanon kann, wie der der Kommunikationswissenschaft, nicht abgeriegelt sein, da dies die Integration und Interdisziplinarität im Fach unterlaufen würde (Altmeyden et al., 2017, S. 171). Dennoch wäre es angesichts der angespannten Lage der Kommunikationsgeschichte sinnvoll eine koordinierte Forschungsstrategie zu haben um bestehende Kräfte zu vereinen. Wilke hat etwa schon 1987 vorgeschlagen, einen Sonderforschungsbereich für die Kommunikationsgeschichte zu beantragen um ihre Relevanz auch nach außen zu kommunizieren (S. 4-5). Eine koordinierte Forschung, nicht im Sinne dogmatischer Regeln, sondern im Sinne bewusster disziplinerhaltender Arbeit, könnte der Kommunikationsgeschichte eine Zukunft verschaffen. Zum Umgang mit dem entgrenzten Zustand der Theorien im Fach, kann keine genaue Handlungsanweisung gegeben werden. Vielleicht kann zum Schluss aber an dieser Stelle noch mit einem Zitat von Welsch eingehakt werden, das zukunftsweisend gesehen werden kann:

„Gewiß ist diese Pluralisierung mit Problemen verbunden. Aber zur Dynamik der postmodernen Tendenzen gehört sowohl, daß diese Pluralisierung nicht aufzuhalten sondern in ihrer Faktizität anzuerkennen und in ihrer Normativität zu entwickeln ist, wie auch, daß die sich ergebenden Probleme nur auf dem Boden dieser Pluralität – mit neuen, erstmals wirklich auf sie zugeschnittenen Strategien - zu lösen sind.“ (Welsch, 1994, S. 14)

Literaturverzeichnis

- Altmeppen, K., Weigel, J. & Gebhard, F. (2011). Forschungslandschaft Kommunikations- und Medienwissenschaft. *Publizistik*, 56(4), 373–398. <https://doi.org/10.1007/s11616-011-0132-7>
- Altmeppen, K., Franzetti, A. & Kössler, T. (2013). Das Fach Kommunikationswissenschaft. *Publizistik*, 58(1), 45–68. <https://doi.org/10.1007/s11616-012-0166-5>
- Altmeppen, K.-D., Franzetti, A. & Evers, T. (2017). Die Polymorphie der Kommunikationswissenschaft. Chancen und Risiken einer disziplinären Themen- und Theorienpluralität. In M. Beiler & B. Bigl (Hrsg.), *100 Jahre Kommunikationswissenschaft in Deutschland. Von einem Spezialfach zur Integrationsdisziplin* (S. 159–176). UVK.
- Arnold, K., Behmer, M. & Semrad, B. (Hrsg.). (2008). *Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge*. LIT Verlag.
- Averbeck, S. (2001). Die Emigration der Zeitungswissenschaft nach 1933 und der Verlust sozialwissenschaftlicher Perspektiven in Deutschland. *Publizistik*, 46(1), 1–19. <https://doi.org/10.1007/s11616-001-0001-x>
- Averbeck-Lietz, S. (2025). Theorien (in) der Kommunikationswissenschaft. In U. Röttger, K.-D. Altmeppen & E. Klaus (Hrsg.), *Kommunikationswissenschaft. Eine Einführung in die kommunikativen und medialen Grundlagen der Gesellschaft* (S. 179–224). Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-44284-2>
- Baberowski, J. (2014). *Der Sinn der Geschichte. Geschichtstheorien von Hegel bis Foucault*. (3. Aufl.). C.H.Beck.
- Bachmann-Medick, D. (2016). *Cultural turns. New Orientations in the Study of Culture*. DeGruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110402988>
- Behmer, M. (2025). Tagungsbericht: Was ist Kommunikationsgeschichte?, in: *H-Soz-Kult*, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-156865>

- Beiler, M. & Bigl, B. (2017). 100 Jahre Kommunikationswissenschaft in Deutschland. Von einem Spezialfach zur Integrationsdisziplin. In M. Beiler & B. Bigl (Hrsg.), *100 Jahre Kommunikationswissenschaft in Deutschland. Von einem Spezialfach zur Integrationsdisziplin* (S. 11–34). UVK.
- Bigl, B., Schultze, D. & Heinisch, S. (2017). Zwischen Flexibilisierung und Profilierung. Curricularanalyse zum Status quo der kommunikations- und medienwissenschaftlichen Lehrveranstaltungen im deutschsprachigen Raum. In M. Beiler & B. Bigl (Hrsg.), *100 Jahre Kommunikationswissenschaft in Deutschland. Von einem Spezialfach zur Integrationsdisziplin* (S. 177–198). UVK.
- Birkner, T. (2025). Medien, öffentliche Kommunikation und ihre historische Erforschung. In U. Röttger, K.-D. Altmeyen & E. Klaus (Hrsg.), *Kommunikationswissenschaft. Eine Einführung in die kommunikativen und medialen Grundlagen der Gesellschaft* (S. 139–176). Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-44284-2>
- Blaschke, O. (2025). *Sozialgeschichte*. Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783748938606>
- Bobrowsky, M. & Langenbucher, W. R. (Hrsg.). (1987). *Wege zur Kommunikationsgeschichte*. Ölschläger.
- Bösch, F. (2015). Der neue Boom der Mediengeschichte. *Aviso*, 60, 4–5. https://www.dgpuk.de/sites/default/files/Aviso_60_01-2015.pdf
- Bösch, F. (2019). *Mediengeschichte* (2. Aufl.). Campus Verlag.
- Burkart, R. (2021). *Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder einer interdisziplinären Sozialwissenschaft* (6. Aufl.). utb. <https://doi.org/10.36198/9783838557137>
- Butschek, F. (2006). *Industrialisierung*. UTB. <https://doi.org/10.36198/9783838583389>
- Chalmers, A. F. (2007). *Wege der Wissenschaft* (6. Aufl.). Springer.

- Donsbach, W., Laub, T., Haas, A. & Brosius, H. (2005). Anpassungsprozesse in der Kommunikationswissenschaft. Themen und Herkunft der Forschung in den Fachzeitschriften „Publizistik“ und „Medien & Kommunikationswissenschaft“. *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 53(1), 46–72. <https://doi.org/10.5771/1615-634x-2005-1-46>
- Duchkowitsch, W. (1994). Kommunikationsgeschichte im Aufwind. *Medien & Zeit*, 9(2), 36. <https://medienundzeit.at/archiv/>
- Dhúill, C. N. (2011). Weltgeschichte als Heldenbiographik. Verehrung der „Großen Menschen“ bei Thomas Carlyle. In B. Fetz & W. Hemecker (Hrsg.), *Theorie der Biographie Grundlagentexte und Kommentar* (S. 33–38). De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110237634.33>
- Eder, F. X. (2016). Michel Foucault, der Rattenfänger der Sexualitätsgeschichte? *Zeitschrift für Sexualforschung*, 29(4), 323–326. <https://doi.org/10.1055/s-0042-120071>
- Faulstich, W. (2006). *Mediengeschichte von den Anfängen bis 1700*. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Feyerabend, P. (2013). *Wider den Methodenzwang* (13. Aufl.). Suhrkamp.
- Frei, N. (1989). Presse-, Medien-, Kommunikationsgeschichte Aufbruch in ein interdisziplinäres Forschungsfeld? *Historische Zeitschrift*, 248(1), 101–114. <https://www.jstor.org/stable/27626501>
- Fulda, D. & Jaeger, F. (2011). Historismus. In H. Reinalter & P. J. Brenner (Hrsg.), *Lexikon der Geisteswissenschaften. Sachbegriffe - Disziplinen - Personen*. (S. 328–336). Böhlau Verlag. <https://doi.org/10.7767/boehlau.9783205790099.328>
- Hasebrink, U. (2017). Wen oder was integriert die Kommunikationswissenschaft? In M. Beiler & B. Bigl (Hrsg.), *100 Jahre Kommunikationswissenschaft in Deutschland. Von einem Spezialfach zur Integrationsdisziplin* (S. 101–120). UVK.
- Henecka, H. P. (2025). *Grundkurs Soziologie*. <https://doi.org/10.36198/9783838564616>

- Hitzer, B. & Welskopp, T. (2010). Einleitung Der Herausgeber: Die „Bielefelder Schule“ der Westdeutschen Sozialgeschichte. In B. Hitzer & T. Welskopp (Hrsg.), *Die Bielefelder Sozialgeschichte. Klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seinen Kontroversen*. (S. 13–32). transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839415214-002>
- Hoyningen-Huene, P. (2000). Paul K. Feyerabend. An Obituary. In *The Worst Enemy of Science? Essays in Memory of Paul Feyerabend* (S. 3–15). Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/oso/9780195128741.003.0001>
- Iggers, G. G. (1981). The Tragic Course Of German Historiography. The Political Function Of Historical Scholarship In Germany In The Nineteenth And Twentieth Centuries. *German Life And Letters*, 34(2), 223–233. <https://doi.org/10.1111/j.1468-0483.1981.tb00219.x>
- Jefferies, M. (2008). *Contesting the German Empire 1871- 1918*. Blackwell Publishing. https://www.blackwellpublishing.com/content/bpl_images/content_store/sample_chapter/9781405129961/9781405129961_4_001.pdf
- Jordan, S. (2021). *Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft* (5. Aufl.). <https://doi.org/10.36198/9783838557601>
- Kaelble, H. (1987). Sozialgeschichte in Frankreich und der Bundesrepublik: Annales gegen historische Sozialwissenschaften? *Geschichte und Gesellschaft*, 13(1), 77–93. <https://www.jstor.org/stable/40185440>
- Karmasin, M. & Oggolder, C. (2016). Einleitung. Von der Medialisierung der Geschichte zur Mediengeschichte. In M. Karmasin & C. Oggolder (Hrsg.), *Österreichische Mediengeschichte. Band 1: Von den frühen Drucken zur Ausdifferenzierung des Mediensystems (1500-1918)* (S. 1–8). Springer VS.
- Katz, E. & Katz, R. (2016). Revisiting the Origin of the Administrative versus Critical Research Debate. *Journal Of Information Policy*, 6, 4–12. <https://doi.org/10.5325/jinfopoli.6.2016.0004>

- Kinnebrock, S. (2007). Kommunikationsgeschichte und Geschlecht. Perspektivische Implikationen der Frauen- und Geschlechtergeschichte für die historische Kommunikationsforschung. *Medien & Zeit*, 22(1), 18–30. <https://medienundzeit.at/archiv/>
- Kinnebrock, S., Schwarzenegger, C. & Birkner, T. (2015). Theorien des Medienwandels - Konturen eines emergierenden Forschungsfeldes? In S. Kinnebrock, C. Schwarzenegger & T. Birkner (Hrsg.), *Theorien des Medienwandels* (S. 11–28). Herbert von Harlem Verlag.
- Kocka, J. (1986). *Sozialgeschichte: Begriff - Entwicklung - Probleme*. <https://www.econstor.eu/bitstream/10419/112654/1/208220.pdf>
- Koenen, E. & Kutsch, A. (2004). Kommunikationsgeschichte in Fachzeitschriften - ein mäandrierendes Thema. *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*, 6, 247–260. <https://www.jstor.org/stable/20852292>
- Kornmesser, S. & Büttemeyer, W. (2020). *Wissenschaftstheorie*. J.B. Metzler. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-04743-4>
- Korte, H. & Ernst, S. (2011). *Soziologie*. <https://doi.org/10.36198/9783838536163>
- Koselleck, R. (1999). *Vorgriff auf Unvollkommenheit. Dankrede*. Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Abgerufen am 5. Oktober 2025, von <https://www.deutscheakademie.de/de/auszeichnungen/sigmund-freud-preis/reinhart-koselleck/dankrede>
- Koszyk, K. (1987). Eine Antwort von Kurt Koszyk. *Medien & Zeit*, 2(3), 7. <https://medienundzeit.at/archiv/>
- Krotz, F. (2014). Zum Stand der Kommunikationswissenschaft und ihrer Potenziale für eine Kooperation mit der Soziologie. In M. Karmasin, M. Rath & B. Thomaß (Hrsg.), *Kommunikationswissenschaft als Integrationsdisziplin* (S. 19–40). Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19016-7>

- Krotz, F., Hepp, A. & Winter, C. (2008). Einleitung: Theorien der Kommunikations- und Medienwissenschaft. In F. Krotz, A. Hepp & C. Winter (Hrsg.), *Theorien der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Grundlegende Diskussionen, Forschungsfelder und Theorieentwicklungen* (S. 9–28). VS Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-90778-9>
- Kusch, M. (2025). Unity or disunity of the sciences? The German debate around 1900. *Studies in History And Philosophy Of Science Part A*, 111, 7–17. <https://doi.org/10.1016/j.shpsa.2025.04.001>
- Kutsch, A. & Gallert, P. (1996). Interesse an Kommunikations- und Mediengeschichte. Ergebnisse aus der „Enquête über die Studierenden des Instituts für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Leipzig 1994“. *Medien & Zeit*, 11(2), 4–13. <https://medienundzeit.at/archiv/>
- Langenbucher, W. R. (1985). Von der Presse- über die Medien- zur Kommunikationsgeschichte? Notizen zur Konstitution einer kommunikationswissenschaftlichen Teildisziplin. In W. Duchkowitsch (Hrsg.), *Mediengeschichte. Forschung und Praxis*. (S. 11–24). Böhlau.
- Langenbucher, W. R. (1987a). Vorwort. In Manfred Bobrowsky & W. R. Langenbucher (Hrsg.), *Wege zur Kommunikationsgeschichte* (S. 13–18). Ölschläger.
- Langenbucher, W. R. (1987b). Ein Plädoyer, Kommunikationsgeschichte endlich zu schreiben. *Medien & Zeit*, 2(3), 13–16. <https://medienundzeit.at/archiv/>
- Laqueur, W. (1996). Fin-de-siècle: Once More with Feeling. *Journal Of Contemporary History*, 31(1), 5–47. <https://www.jstor.org/stable/261094>
- Lerg, W. B. (1992). Theorie der Kommunikationsgeschichte. In R. Burkart & W. Hömberg (Hrsg.), *Kommunikationstheorien* (S. 204–229). Braumüller.
- Löblich, M. (2010). *Die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft*. Herbert von Harlem Verlag.

- Löblich, M., & Venema, N. (2018). Kommunikationsgeschichte in der Kommunikationswissenschaft. *Jahrbuch Für Kommunikationsgeschichte*, 20, 22–26. <http://www.jstor.org/stable/45134909>
- Lübbe, H. (1977). *Geschichtsbegriff und Geschichtsinteresse*. Schwabe & Co Verlag.
- Maierbrugger, A. (1993). Zwischen den Disziplinen. Warum Rahmentheorien mehr versprechen als das Ritual einer „Theorie der Kommunikationsgeschichte“ halten kann. *Medien & Zeit*, 8(2), 29–37. <https://medienundzeit.at/archiv/>
- Maletzke, G. (1998). *Kommunikationswissenschaft im Überblick*. Westdeutscher Verlag.
- Meinecke, F. (1959). Vorbemerkungen. In H. Herzfeld, W. Hofer, G. Bock, J. Kocka & G. Ritter (Hrsg.), *Band 3. Die Entstehung des Historismus* (4. Aufl., S. 1–10). De Gruyter Oldenbourg. <https://doi.org/10.1515/9783486819526>
- Merziger, P. (2020). Ist Die Kommunikationsgeschichte längst Geschichte? Eine Historiographie der Medienwirkungen als Herausforderung und Zukunftsperspektive. *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*, 22, 28–35. <https://www.jstor.org/stable/27012672>
- Mestrovic, S. (2011). *The Coming Fin De Siècle: An Application of Durkheim's Sociology to Modernity and Postmodernism*. Routledge.
- Meyen, M. (2015). Diagnose: Der Patient ist tot – vorerst. *Aviso*, 60, 3–4. https://www.dgpuk.de/sites/default/files/Aviso_60_01-2015.pdf
- Miklós, T. (2016). *Der kalte Dämon. Versuche zur Domestizierung des Wissens*. C. H. Beck. <https://doi.org/10.17104/9783406688348>
- Monschein, W. & Randl, F. (1996). 50 Jahre Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien (1942-1992). Teil 2: Analyse des Lehrangebotes und der Abschlußarbeiten. *Medien & Zeit*, 11(2), 14–43. <https://medienundzeit.at/archiv/>

- Neu, T. (2021). ANT als geschichtswissenschaftlicher Ansatz, oder: Kurzreiseführer für eine flache Wirklichkeit voller Assoziationen, Handlungsträger und Textlabore. In M. Füssel & T. Neu (Hrsg.), *Akteur-Netzwerk-Theorie und Geschichtswissenschaft* (S. 27–72). Brill.
- Oexle, O. G. (1996). *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus*. Vandenhoeck & Ruprecht. <https://doi.org/10.13109/9783666357794>
- Pfister, J. (Hrsg.). (2016). *Texte zur Wissenschaftstheorie*. Reclam.
- Potthoff, M. (2017). Die Kommunikationswissenschaft - eine fragmentierte Disziplin? In M. Beiler & B. Bigl (Hrsg.), *100 Jahre Kommunikationswissenschaft in Deutschland. Von einem Spezialfach zur Integrationsdisziplin* (S. 135–158). UVK.
- Poser, H. (2012). *Wissenschaftstheorie. Eine philosophische Einführung* (2. Aufl.). Reclam.
- Pürer, H. (2014). *Publizistik- und Kommunikationswissenschaft* (2. Aufl.). utb. <https://doi.org/10.36198/9783838585338>
- Rohbeck, J. (2008). *Geschichtsphilosophie zur Einführung* (2. Aufl.). Junius Verlag.
- Ruhrmann, G., Kohring, M., Görke, A., Maier, M. & Woelke, J. (2000). Im Osten was Neues? Ein Beitrag zur Standortbestimmung der Kommunikations- und Medienwissenschaft. *Publizistik*, 45(3), 283–309. <https://doi.org/10.1007/s11616-000-0111-x>
- Seethaler, J. (2019). Medien und sozialer Wandel. Ein Plädoyer für eine Re-Integration der Kommunikationsgeschichte in eine sozialwissenschaftlich orientierte Kommunikationswissenschaft. *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*, 21, 24–30. <https://www.jstor.org/stable/27012783>
- Schildt, A. (2001). Das Jahrhundert der Massenmedien. Ansichten zu einer künftigen Geschichte der Öffentlichkeit. *Geschichte und Gesellschaft*, 27(2), 177–206. <https://www.jstor.org/stable/40186024>

- Schloßberger, M. (2013). *Geschichtsphilosophie*. Akademie Verlag. <https://doi-org.uaccess.univie.ac.at/10.1524/9783050064543>
- Schmolke, M. (1987). Eine Antwort von Michael Schmolke. *Medien & Zeit*, 2(3), 5–7. <https://medienundzeit.at/archiv/>
- Schmolke, M. (1997). Kommunikationsgeschichte. In R. Renger & G. Siegert (Hrsg.), *Kommunikationswelten* (S. 19–44). StudienVerlag.
- Schmolke, M. (2015). Theorie der Kommunikationsgeschichte. In R. Burkart & W. Hömberg (Hrsg.), *Kommunikationstheorien* (8. Aufl., S. 234–257). new academic press.
- Scholl, A. (2011). Der unauflösbare Zusammenhang von Fragestellung, Theorie und Methode. Die reflexive Bedeutung der Methodologie (nicht nur) in der Journalismusforschung. In O. Jandura, T. Quandt & J. Vogelgesang (Hrsg.), *Methoden der Journalismusforschung* (S. 15–32). VS Verlag.
- Schorn-Schütte, L. (2014). Karl Lamprecht: Wegbereiter einer historischen Sozialwissenschaft? In M. Friedrich, H. Kürbis & A. Kürbis (Hrsg.), *Perspectum: Ausgewählte Aufsätze zur Frühen Neuzeit und Historiographiegeschichte anlässlich ihres 65. Geburtstages* (S. 144–190). De Gruyter Oldenbourg. <https://doi.org/10.1515/9783486781090.144>
- Schönhagen, P. (1999). Historische Untersuchungen: Von der „Faktenhuberei“ zur Facherkenntnis. In H. Wagner (Hrsg.), *Verstehende Methoden in der Kommunikationswissenschaft* (S. 311–334). Verlag Reinhard Fischer.
- Schöttler, P. (2015). *Die »Annales«-Historiker und die deutsche Geschichtswissenschaft*. Mohr Siebeck. <https://doi.org/10.1628/978-3-16-153964-0>
- Schwarzenegger, C. & Magin, M. (2015). Gibt es eine Zukunft mit Vergangenheit? *Aviso*, 60, 10–11. https://www.dgpuk.de/sites/default/files/Aviso_60_01-2015.pdf

- Schwarzenegger, C., Koenen, E., Pentzold, C., Birkner, T. & Katzenbach, C. (2022). Der digitalen Kommunikation eine Vergangenheit geben. In *Social Science Open Access Repository (GESIS – Leibniz Institute for the Social Sciences)*. <https://doi.org/10.48541/dcr.v10.1>
- Schweiger, W., Rademacher, P. & Grabmüller, B. (2009). Womit befassen sich kommunikationswissenschaftliche Abschlussarbeiten? *Publizistik*, 54(4), 533–552. <https://doi.org/10.1007/s11616-009-0061-x>
- Spiller, R., Degen, M., Horky, T. & Kronewald, E. (2017). Selbstverständnis der Kommunikationswissenschaft in Deutschland. In M. Beiler & B. Bigl (Hrsg.), *100 Jahre Kommunikationswissenschaft in Deutschland. Von einem Spezialfach zur Integrationsdisziplin* (S. 121–134). UVK.
- Stadler, F. (2006). Paul Feyerabend. Ein Philosoph aus Wien. In F. Stadler & K. R. Fischer (Hrsg.), *Paul Feyerabend* (S. ix–xxxiv). Springer.
- Steininger, C. & Hummel, R. (2015). *Wissenschaftstheorie der Kommunikationswissenschaft*. De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783486719109>
- Stöber, R. (2014). Kommunikationsgeschichte. In M. Karmasin, M. Rath & B. Thomaß (Hrsg.), *Kommunikationswissenschaft als Integrationsdisziplin* (S. 41–58). Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19016-7>
- Stöber, R. (2016). Historische Methoden in der Kommunikationswissenschaft. Die Standards einer Triangulation. In Springer eBooks (S. 303–318). https://doi.org/10.1007/978-3-658-01656-2_19
- von Hodenberg, C. (2020). Ein Zeithistorischer Blick Auf Die Medien- und Kommunikationsgeschichte des langen 20. Jahrhunderts. *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*, 22, 22–27. <https://www.jstor.org/stable/27012671>
- Wagner, H. (2017). Das Fachstichwort: Kommunikationsgeschichte. In H. Wagner (Hrsg.), *Zeitungsbriefe und Briefzeitungen oder Die Anfänge der Zeitung* (S. 249–300). Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783845280165>

- Warland, G. (2011). Henri Pirenne and Karl Lamprecht's Kulturgeschichte. Intellectual transfer or théorie fumeuse? *Belgisch Tijdschrift Voor Nieuwste Geschiedenis*, 3–4, 427–455.
https://www.journalbelgianhistory.be/en/system/files/article_pdf/08_warland.pdf
- Wehler, H.U. (2010). Historische Sozialwissenschaft. Eine Zwischenbilanz nach dreißig Jahren. In B. Hitzer & T. Welskopp (Hrsg.), *Die Bielefelder Sozialgeschichte. Klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seinen Kontroversen*. (S. 433–444). transcript.
<https://doi.org/10.1515/9783839415214-002>
- Welsch, W. (1994). Einleitung. In W. Welsch (Hrsg.), *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion* (2. Aufl., S. 1–44). Akademie Verlag.
<https://doi.org/10.1515/9783050071374>
- Wilke, J. (1987). Eine Antwort von Jürgen Wilke. *Medien & Zeit*, 2(3), 4–5.
<https://medienundzeit.at/archiv/>
- Wilke, J. (1990). Historische Forschung in der Publizistikwissenschaft. In J. Wilke (Hrsg.), *Fortschritte der Publizistikwissenschaft* (S. 57–68). Karl Alber.
- Wilke, J. (2015). Theorien des Medienwandels. Versuch einer typologischen Systematisierung. In S. Kinnebrock, C. Schwarzenegger & T. Birkner (Hrsg.), *Theorien des Medienwandels* (S. 29–52). Herbert von Harlem Verlag.
- Wilke, J. (2016). Von der Zeitungskunde zur Integrationswissenschaft. Wurzeln und Dimensionen im Rückblick auf hundert Jahre Fachgeschichte der Publizistik-, Medien- und Kommunikationswissenschaft in Deutschland. *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 64(1), 74–92. <https://doi.org/10.5771/1615-634x-2016-1-74>
- Wilke, J. (2020). Die Zukunft Der Kommunikationsgeschichte. Veränderte Randbedingungen und Künftige Perspektiven. *Jahrbuch Für Kommunikationsgeschichte*, 22, 13–21.
<https://www.jstor.org/stable/27012670>

Internetquellen

- Aguigah, R. (1999, 22. Juni). Ein Historiker der Gegenwart. *taz.de*. <https://taz.de/Ein-Historiker-der-Gegenwart/!1283612/>
- DGPuK (2008). *Kommunikation und Medien in der Gesellschaft: Leistungen und Perspektiven der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Eckpunkte für das Selbstverständnis der Kommunikations- und Medienwissenschaft*. Abgerufen am 28. Juni 2025 von <https://www.dgpuk.de/de/uber-die-dgpuk/mission-statement>
- DGPuK (2025). *Selbstverständnis und Satzung*. Abgerufen am 28. Juni 2025 von <https://www.dgpuk.de/de/fachgruppen/kommunikationsgeschichte/selbstverstaendnis-und-satzung>
- Justus-Liebig-Universität Gießen. (o. D.). *Merziger, Patrick*. Abgerufen am 20. Oktober 2025, von https://www.uni-giessen.de/de/fbz/fb04/institute/geschichte/fachjournalistik/personen/wissenschaftlicher-mitarbeiter/merziger_patrick
- Katholische Universität Eichstätt - Ingolstadt. (2022, 30. Juli). *Journalistik verabschiedet Absolventen und Klaus-Dieter Altmeyen*. Abgerufen am 20. Oktober 2025, von <https://www.ku.de/news/journalistik-verabschiedet-absolventen-und-klaus-dieter-altmeyen>
- Ludwig Boltzmann Gesellschaft. (o. D.). *Frühere Einrichtungen der LBG*. Ludwig Boltzmann Gesellschaft. Abgerufen am 14. Oktober 2025, von <https://lbg.ac.at/fruhere-einrichtungen-der-lbg/>
- Universität Bamberg. (o. D.). *Prof. Dr. Rudolf Stöber*. Abgerufen am 15. Oktober 2025, von <https://www.uni-bamberg.de/kowi/infos-zum-institut/personen/stoeber-rudolf/>
- Universität Leipzig. (o. D.). *Jun.-Prof. Dr. Niklas Venema*. Abgerufen am 20. Oktober 2025, von <https://www.uni-leipzig.de/personenprofil/mitarbeiter/dr-niklas-venema>